

RWTH Aachen
Institut für Sprach- und Kommunikationswissenschaft
Lehrstuhl für Deutsche Philologie

Rapid Intimacy

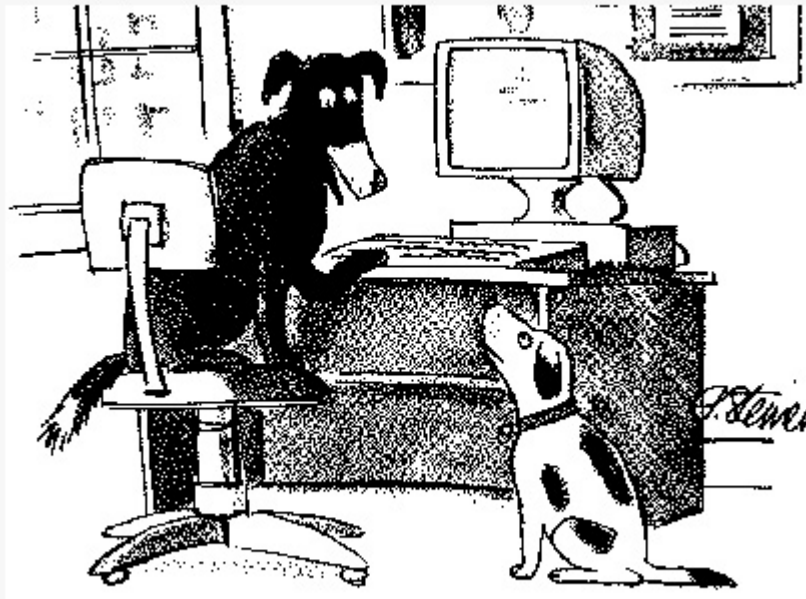
in der computervermittelten Kommunikation

Schriftliche Ausarbeitung im Rahmen der Prüfung
zum Erlangen des Grades Magister Artium

Vorgelegt von Astrid Koch
Matr.-Nr. 201824

Prüfer: Prof. Dr. Ludwig Jäger

Aachen, 24. Februar 2005



Im Internet weiß niemand, daß Du ein Hund bist.

Inhaltsverzeichnis

1. EINLEITUNG	4
2. KOMMUNIKATION - ALLGEMEINE ASPEKTE	6
2.1. BEGRIFFSBESTIMMUNG	6
2.1.1 <i>Kommunikation als Informationsübertragung</i>	6
2.1.2 <i>Kommunikation als intentionales Handeln und soziale Interaktion</i>	6
2.1.3 <i>Kommunikation, Wirklichkeitskonstruktion und Bewusstsein</i>	7
2.1.4 <i>Die Unmöglichkeit, nicht zu kommunizieren</i>	9
2.2 FACE-TO-FACE KOMMUNIKATION	11
3. COMPUTERVERMITTELTE KOMMUNIKATION	14
3.1. THEORETISCHE ANSÄTZE ZUR COMPUTERVERMITTELTEN KOMMUNIKATION	15
3.1.1 <i>Technikdeterministische Modelle</i>	15
3.1.2 <i>Kulturalistische Ansätze</i>	20
3.2 SPRACHWANDEL.....	24
4. IDENTITÄT IM NETZ	30
4.1 SELBSTDARSTELLUNG IM NETZ	34
4.2 VIRTUELLE REALITÄT	38
4.3 KÖRPER IM CYBERSPACE.....	43
5. INTIMITÄT ONLINE	47
5.1 HISTORISCHER EXKURS	51
5.2 SIND MODERNE GESELLSCHAFTEN UNPERSÖNLICH UND DEFIZITÄR?.....	54
5.3 INTIMITÄT ALS VERTRAUTHEIT	56
5.4 RENAISSANCE DES (BRIEFE)SCHREIBENS?.....	58
5.4.1 <i>E-Mail</i>	61
5.4.2 <i>Epistemisches Schreiben</i>	65
5.5 CYBERROMANZEN	68
5.5.1 <i>Selbstöffnung</i>	69
5.5.2 <i>Projektion</i>	71
6. RESÜMEE	74
7. ANHANG	78
7.1 WAS IST DAS INTERNET?.....	78
7.2 GESCHICHTE DES INTERNET.....	78
7.3 DIENSTE.....	79
7.4 STATISTISCHES	81
7.5 GLOSSAR	83
8. LITERATURVERZEICHNIS	87

1. Einleitung

Die weltweite Kommunikation über das Internet ist zu einem wichtigen Bestandteil unseres Alltags geworden. Von einem Netzwerk für Wissenschaftler und Ingenieure hat sich das Internet innerhalb weniger Jahre zu einer weltumspannenden, allgemein zugänglichen multimedialen Informationsplattform entwickelt. Das Netz ist jedoch auch Kommunikationsplattform, sowohl für berufliche wie auch private Zwecke. Überall dort, wo Menschen miteinander kommunizieren, können sich persönliche Beziehungen ergeben. Man lernt sich, online wie offline, zufällig kennen oder geht gezielt auf Partnersuche. Im Netz erscheint die Kontaktaufnahme im Vergleich zum „realen“ Leben jedoch oftmals erleichtert. Zu jeder Tageszeit kann man sich im Chat mit Menschen aus aller Welt unterhalten, zudem kommt man in themenspezifischen Netzumgebungen schnell mit Personen in Kontakt, die ggfs. ähnliche Interessen haben.

Netznutzer gehen oftmals sehr schnell sehr offen miteinander um und geben viele persönliche Details preis. Vielfach ergeben sich im Netz so auch Liebesbeziehungen oder „Cyberromanzen“. Immer wieder kann man in Erfahrungsberichten in diversen Webforen lesen, dass Netznutzer glauben, online ihren „Seelenverwandten“ gefunden zu haben. Manche berichten sogar, dass sie sich verliebt haben, ohne den Anderen je getroffen zu haben. Cyberromanzen sind oftmals durch eine Vertrautheit gekennzeichnet, die sich im Vergleich zum realen Leben trotz der Anonymität in der computervermittelten Kommunikation recht schnell einstellen kann. Genau dies meint „Rapid Intimacy“.

Wie entsteht dieses Gefühl von Intimität und warum entsteht es so schnell? Wie ist es möglich, eine Vertrautheit gegenüber jemandem zu spüren, den man nie getroffen hat? Hat die computervermittelte Form der Kommunikation mit ihren besonderen Bedingungen und Auswirkungen einen Einfluss darauf?

Diesen Fragen soll in der vorliegenden Arbeit unter anderem nachgegangen werden. Dazu werde ich zunächst anhand ausgewählter Aspekte einen Kommunikationsbegriff entwickeln, um daran anschließend Kennzeichen und Besonderheiten der computervermittelten Kommunikation aufzuzeigen. Diese soll hier unter der Prämisse betrachtet werden, dass Menschen mit Menschen kommunizieren - die Mensch-Maschine-Interaktion wird nicht Thema sein. Daraus ergibt sich, dass neben den sprachwissenschaftlichen Aspekten besonderer Wert auch auf sozialpsychologische Gesichtspunkte gelegt wird.

Thema wird auch Identität und Selbstdarstellung im Netz sein. Selbstdarstellung und Selbstverwirklichung sind zusammen mit 'Kommunikation' und 'Liebe' ein zutiefst menschliches Bedürfnis: in der Kommunikation stellen wir uns selbst dar und nehmen Kontakt zu anderen Menschen auf, in der Liebe und durch Liebesbeziehungen erfahren und verwirklichen wir uns selbst.

Individualität und Intimität, wie wir sie heute kennen, sind relativ neue Entwicklungen. Wodurch ist unser Liebesbegriff heute im Vergleich zu vormodernen Gesellschaften bestimmt? Sind die modernen Massengesellschaften unpersönlich und defizitär? Wodurch zeichnet sich Intimität aus und wie entsteht diese? Auch darauf wird im Folgenden einzugehen sein. Da Kommunikation im Internet nahezu ausschließlich textbasiert stattfindet, soll zudem der Einfluss des Schreibens auf die Netznutzer und deren Kommunikation untersucht werden. Der Fokus liegt dabei auf der E-Mail, dem beliebtesten Dienst im Internet.

Zudem sollen auch das „Internet als sozialer Kommunikationsraum“ und die Frage nach dem Körper in der virtuellen Kommunikation hier Gegenstand sein. An geeigneten Stellen wird auf den gängigen Vorwurf eingegangen werden, das Internet sei unpersönlich und Netzkommunikation sei demnach als defizitär und „nicht-wirklich“ anzusehen.

Aus persönlichem Interesse beschränke ich mich in der vorliegenden Arbeit auf die private Kommunikation im Netz - ein weites Feld, das bislang wenig erforscht wurde. Es wird sich zeigen, dass intime Netzbeziehungen reale Bindungen nicht ersetzen, wohl aber ergänzen und das eigene Leben auch bereichern können.

Ich habe meiner Arbeit als Ergänzung einen Anhang beigefügt, der technische Aspekte im Zusammenhang mit dem Internet erläutert, aktuelle Statistiken anführt und die wichtigsten netzspezifischen Ausdrücke und Abkürzungen erläutert.

Formale Anmerkung:

Um den Lesefluss nicht zu stören, verwende ich in der vorliegenden Arbeit bei der Bezeichnung von Personen allein die männliche Form. Frauen sollen damit nicht ausgeschlossen oder diskriminiert werden, sondern sind vielmehr als miteingeschlossen zu betrachten.

2. Kommunikation - allgemeine Aspekte

Dem Alltagsbegriff von Kommunikation steht eine fast unüberschaubare Fülle von wissenschaftlichen Beschreibungen und Definitionen gegenüber. Es ist schwierig, den Begriff genau einzugrenzen, denn je nach Perspektive fällt das Ergebnis anders aus. Im Folgenden soll daher zunächst ein geeigneter Kommunikationsbegriff anhand ausgewählter Aspekte erörtert werden.

2.1. Begriffsbestimmung

2.1.1 Kommunikation als Informationsübertragung

*Shannon/Weaver (1948)*¹ arbeiten in ihrer mathematischen Informationstheorie mit dem „Sender-Empfänger-Modell“ eines der bekanntesten Kommunikationsschemata aus: eine Mitteilung wird vom Sender in Sprachzeichen enkodiert, mittels eines Signals über einen Kanal übertragen und vom Empfänger wieder dekodiert. Auf dem Weg der Übertragung kann das Signal gestört werden, Verständigung wird bei ungestörter Signalübertragung dann erreicht, wenn die verwendeten Zeichen für den Empfänger dieselbe Bedeutung wie für den Sender haben.² Die Vorstellung von intersubjektiv identischem Sinn, der mittels bedeutungstragenden Sprachzeichen übertragen wird, ist jedoch höchst problematisch. *Jäger (1997)* bemerkt dazu:

„Die [...] Possessiv-Metaphorik, nach der Zeichen Bedeutung *haben*, die gleichsam nur von Kommunikant A zu Kommunikant B transportiert zu werden brauchen, führt gänzlich in die Irre. Gesprochene, gebärdete oder geschriebene Sprachzeichen sind nämlich unabhängig von kommunikativen Vollzügen gänzlich *bedeutungslos*. [...] [Bedeutung] ist vielmehr erst das jeweilige Ergebnis von produktiven und rezeptiven *Semantisierungs-Prozessen*.“³

Außerdem werden durch die stark formale Betrachtungsweise psychische Prozesse und soziale Beziehungen weitgehend außer Acht gelassen, der Kommunikationsprozess ist damit unzulässig vereinfacht dargestellt.

2.1.2 Kommunikation als intentionales Handeln und soziale Interaktion

Nach *Austin (1972)* handeln wir, indem wir etwas sagen und dadurch, dass wir etwas sagen.⁴ Äußerungen stehen nicht „im luftleeren Raum“, sondern werden von bestimmten Sprechern in bestimmten Situationen mit bestimmten Absichten geäußert

¹ Vgl. Schulz (1989; 101).

² Nach dieser Vorstellung treten semantische Probleme auf, wenn die vom Sender verwendeten Zeichen nicht auf exakt dasselbe Verständnis beim Empfänger treffen; Effektivitätsprobleme entstehen, wenn die übertragene Bedeutung vom Empfänger nicht so verwendet wird, wie der Sender sie intendiert hat. (Vgl. Faßler 1997; 141).

³ Jäger (1997; 208).

⁴ Vgl. Krallmann/Ziemann (2001): „Mit der Bestimmung: *jedes Sprechen ist Handeln* wird angenommen, dass alltagspraktische Äußerungen auf Seiten des Sprechers die triadische Struktur von Motivation, Ziel und Vollzug aufweisen. Jemand *will* etwas, *kann* es durch Sprechen erreichen und *macht* deswegen eine bestimmte Äußerung.“

und sind an bestimmte Hörer gerichtet. Auf eine Handlung folgt kausal eine Wirkung: Beim Hörer stellen sich gewisse mentale Zustände ein oder er führt eine bestimmte Handlung aus.⁵ Unsere Worte sind daher nicht nur Schallwellen, die ggfs. auf eine bestimmte Bedeutung verweisen, sondern sie verändern etwas in der Welt. Daher sind wir für das, was wir sagen und dessen Wirkungen verantwortlich. *Austin* betont jedoch auch, dass Äußerungen nicht immer die gewünschte Wirkung erzielen, sondern oft auch eine andere oder eine zusätzliche.⁶

Kommunikatives Handeln zeichnet sich u.a. dadurch aus, dass es explizit und bewusst in Richtung auf mindestens einen anderen geschieht, also intentionalen Charakter aufweist.⁷ Neben der allgemeinen Intention des „Mitteilen-Wollens“⁸ und des Bedürfnisses nach Verständigung ist Kommunikation immer auch von jeweils ganz konkreten Interessen geleitet, die anzeigen, warum eine kommunikative Handlung überhaupt erfolgt.⁹ Inhalte sind nur dem ersten Anschein nach das Wichtigste an der Kommunikation, deren eigentliche Kernfunktion liegt jedoch in der sozialen Gestaltung von Beziehungen zwischen Menschen:¹⁰ mit jedem Kommunikationsakt wird die Beziehung auf die ein oder andere Weise weiterentwickelt – sie kann etabliert, bestätigt oder widerrufen werden. Nach *Boeckmann (1994)* handeln wir mit unseren Kommunikationspartnern aus,

„wie wir gesehen werden wollen und wie wir sie sehen, wir geben zu erkennen, welche Gefühle und möglichen Handlungen wir von ihnen erwarten und welche sie von uns erwarten können.“¹¹

2.1.3 Kommunikation, Wirklichkeitskonstruktion und Bewusstsein

Das, was wir als Wirklichkeit ansehen, ist laut Konstruktivismus¹² kein Abbild einer bewusstseinsunabhängigen Realität, sondern das Produkt eines kognitiven Konstruktionsprozesses. Menschliche Wahrnehmung ist subjekt- und kontextabhängig, einen von der Erkenntnis unabhängigen Zugang zu einer wie auch immer gearteten Realität kann es nicht geben.¹³

⁵ Austin nennt das auch den perlokutionären Akt. Ein Beispiel: Indem jemand sagt: „Der Hund ist bissig“ hat er jemand anderen gewarnt und dadurch, dass er dies gesagt hat, wurde jener zurückgehalten.

⁶ M.E. können die Überlegungen von Austin auch auf schriftliche Kommunikation angewandt werden.

⁷ Vgl. (Burkart 1998; 25).

⁸ Der Sprecher möchte anderen etwas Bestimmtes mitteilen, möchte bestimmte Bedeutungen mit anderen teilen. Burkart verweist in diesem Zusammenhang auf die etymologische Bedeutung von „Kommunikation“. Der Begriff stammt aus dem Lateinischen und bedeutet soviel wie „gemeinsam machen“, „teilen“, „mitteilen“, „teilnehmen lassen“ oder „Anteil haben“ (Vgl. Burkart 1998; 26 FN).

⁹ Vgl. Burkart (1998; 26 ff.).

¹⁰ Vgl. z.B. Boeckmann (1994).

¹¹ Boeckmann (1994; 152) Dies geschieht jedoch meist implizit während beliebige Inhalte verhandelt werden.

¹² „Zum Konstruktivismus zählen alle jene philosophischen bzw. erkenntnistheoretischen Strömungen, die sich mit dem Beitrag des Subjekts im Prozeß des Erkennens von Wirklichkeit auseinandersetzen. Bis heute kann man allerdings nicht von einem einheitlichen Theoriegebäude sprechen, viel eher von einem Diskurs, an dem sich ganz verschiedene Disziplinen beteiligen [...]“ (Burkart 1998; 296).

¹³ Nach Maturana, vgl. Hierzu Flacke (1994; 33 (Fußnote)). Vgl. auch Köck (2000; 264 in Bezug auf Üexküll): „Die genetisch bedingte organische Ausstattung des Lebewesens schneidet gleichsam aus der Außenwelt - im Sinne des

Wirklichkeit wird, so *Flacke (1994)*, erst zur Wirklichkeit, indem wir sie erzeugen; das Gehirn (re)konstruiert also eine je spezifische „Realität“.¹⁴ Auch Kommunikation, Sprache und Bedeutung sind kognitive Leistungen und daher an das handelnde Subjekt gebunden. Nach *Schmidt (1984)* zeichnet sich Kommunikation dadurch aus, dass zwei Systeme physikalische Signale austauschen, um anhand dessen in ihren jeweiligen geschlossenen kognitiven Bereichen nach bestimmten Konventionen parallel Informationen aufzubauen.¹⁵ Bedeutung wird so nicht rezeptiv von außen empfangen, sondern innerhalb eines lebenden Systems von diesem autonom erzeugt - Information, Kommunikation, Bedeutung und Sprache können damit als Produkte der Interaktionen lebender Systeme verstanden werden.¹⁶ Bedeutung wird, so *Köck (2000)*, jeweils in den „kognitiven Universen“ der einzelnen Individuen erzeugt, Kommunikation könne daher nicht durch simple Input-Output-Systeme beschrieben oder rein „technokratisch“ verstanden werden.¹⁷

Bezüglich der Erzeugung und Aufrechterhaltung von Identität und Bewusstsein spielt Kommunikation bzw. Sprache eine maßgebliche Rolle.¹⁸ Diesen Gedanken legt *Jäger (2001)* ausführlich dar: in der kognitiven Auseinandersetzung von Ich und Welt entsteht durch die Sprache ein Modell der Wirklichkeit und der eigenen Identität.¹⁹ Dieses „hypothetische Ich-Welt-Modell“ muss sich in der sozialen Interaktion ständig bewähren, das menschliche Lebewesen muss fortwährend Selbst- und Fremdreferenz unterscheiden und ist dazu auf mentalitäts-externe Zeichenmedialität angewiesen.²⁰ *Jäger* verweist mit *Humboldt* auf die Untrennbarkeit menschlichen Bewusstseins und menschlicher Sprache - ohne die Sprache wäre eine geistige Tätigkeit gleichsam „spurlos vorübergehend“:

„Erst dort, wo das Denken sich in Sprachzeichen auf die Spur seiner eigenen Aktivität zu richten vermag, entsteht semantisch distinkter Sinn und damit zugleich auch die Differenz von Selbst- und Fremdreferenz. [...] Das nur scheinbar 'interne' mentale System vermag sich nur über seine 'externe' Zeichenspur - ohne die es 'spurlos vorübergehend' wäre - als mentales System zu konstituieren.“²¹

Beobachters - die adäquate artgemäße Umwelt aus, alles andere bleibt ihm notwendig unzugänglich. [...] Was außerhalb des Funktionskreises eines Lebewesens liegt, was also transzendent ist, ist für das Lebewesen schlicht nicht existent und bleibt diesem daher prinzipiell unzugänglich.“

¹⁴ Nach Gerhard Roth erreicht z.B. nur ein Bruchteil der objektiv messbaren Außenweltsignale, die auf die Augen treffen, die entscheidenden höheren und höchsten Gehirnzentren. (Vgl. Köck 2000; 267).

¹⁵ Schmidt (1984) zitiert in Flacke (1994; 122 (Fußnote)).

¹⁶ Vgl. Flacke (1994; 121).

¹⁷ Köck (2000; 276).

¹⁸ Vgl. Jäger (2001; 19 f.).

¹⁹ Siehe dazu z.B. auch Jäger (2002): Menschliche Lebewesen besitzen einen außerordentlich leistungsfähigen kognitiven Operationsraum, der „das interne Manipulieren mit sprachlichen Symbolen im Denken“ ermöglicht. (Vgl. Jäger 2002; 56 FN 46). So können hypothetische Modell-Wirklichkeiten entworfen werden, die eine Rekonstruktion vergangener und einen Entwurf zukünftiger Ereignisfolgen erlauben und dadurch sowohl den Orientierungshorizont erweitern als auch die Verhaltensoptionen vervielfältigen. Sprache ermöglicht es, „wahrnehmungsinduzierte Ist-Zustände mit situationsentkoppelten Soll-Zuständen zu konfrontieren und aus letzteren Handlungsziele abzuleiten.“ (Jäger 2002; 61).

²⁰ Vgl. Jäger (2001; 19 f.).

²¹ Ebd.; 20.

Das menschliche kognitive System besitzt nicht nur die Fähigkeit, durch die Sprache bzw. durch das Sprechen (als Verwenden von signifikanten Symbolen) eine Verhaltensänderung beim Adressaten zu erzielen, sondern auch und vor allem „diese Verhaltenswirkungen als durch den eigenen Symbolgebrauch bewirkt zu erkennen.“²² Das kognitive System vermag sich also reflexiv auf sich selbst zu wenden, was mit Jäger (2002) für die Entwicklung des „Ichs“ als wesentlich anzusehen ist.²³ Erst die Kommunikation (mit Hilfe signifikanter Symbole) macht es dem Individuum möglich, nicht nur als Subjekt kommunikativ zu handeln, sondern sich damit auch zugleich aus der Perspektive eines Anderen oder mehrerer Anderer zu betrachten - also in die Rolle des Gegenüber zu schlüpfen.²⁴

2.1.4 Die Unmöglichkeit, nicht zu kommunizieren

Watzlawick *et al.* (1996) gehen davon aus, dass Kommunikation und Verhalten praktisch gleichbedeutend sind. Verhalten hat eine grundlegende Eigenschaft: es besitzt kein Gegenteil. Man kann sich also nicht nicht verhalten. In einer Interaktionssituation hat alles Verhalten Mitteilungscharakter und ist damit Kommunikation, folglich ist es nicht möglich, nicht zu kommunizieren:

„Handeln oder Nichthandeln, Worte oder Schweigen haben alle Mitteilungscharakter: sie beeinflussen andere und diese anderen können ihrerseits nicht nicht auf diese Kommunikation reagieren und kommunizieren damit selbst.“²⁵

Watzlawick *et al.* wenden sich gegen die Aussage, dass Kommunikation nur dann stattfindet, wenn sie absichtlich, bewusst und erfolgreich sei, wenn also gegenseitiges Verständnis zustande käme.²⁶ Das „Material“ von Kommunikation sind keinesfalls nur Worte, sondern auch alle paraverbalen (Melodie, Tempo, Pausen, Lachen etc.) und nonverbalen (Körpersprache, Mimik, Gestik usw.) Phänomene innerhalb eines bestimmten Kontextes. In jeder Interaktion kommt neben dem Inhaltsaspekt auch ein Beziehungsaspekt zum Tragen: jede Mitteilung ist eine persönliche Stellungnahme des Sprechers, in der er Hinweise gibt, wie er die Beziehung zwischen sich und dem Hörer versteht bzw. wie er diese vom Hörer verstanden haben möchte. Dies wird jedoch selten explizit thematisiert, sondern läuft vielmehr meist im Hintergrund.²⁷

²² Vgl. Jäger (2002; 65). Jäger bezieht sich hier auf Mead (1980) und zitiert diesen in diesem Zusammenhang: „[...] durch die Beziehung auf andere Individuen ist ein Ausdruck von einem bloßen Ausfluß nervöser Erregung zu einer Bedeutung geworden.“

²³ Vgl. ebd.

²⁴ Vgl. Burkart (1998; 162).

²⁵ Watzlawick *et al.* (1996; 51).

²⁶ Es ist zu beachten, dass die Autoren ihr Konzept in Bezug auf Kommunikations- und Beziehungsstörungen und somit auch und vor allem für die therapeutische Kommunikation entwickelt haben. Diese findet in aller Regel in face-to-face-Situationen statt. An misslingender oder gestörter Kommunikation kann man jedoch sehr viel über die Natur des „Phänomens Kommunikation“ im Allgemeinen ablesen.

²⁷ Zumindest bei gesunden und intakten Beziehungen.

Watzlawick et al. (1996) vergleichen dies mit der Computertechnik: Der Inhaltsaspekt liefert die „Daten“, der Beziehungsaspekt weist an, wie diese Daten aufzufassen sind.²⁸

„So macht die Unmöglichkeit, *nicht* zu kommunizieren, alle Zwei-oder-mehr-Personen-Situationen zu zwischenpersönlichen, kommunikativen; der Beziehungsaspekt solcher Kommunikationen umreißt diesen Umstand noch enger.“²⁹

Zusammenfassend ergibt sich für die vorliegende Arbeit daher folgender Kommunikationsbegriff:³⁰

Kommunikation als intentionales Verhalten soll verstanden werden als ein sozialer Prozess zwischen (mindestens zwei) Menschen, der der Verhaltenskoordination als auch der mentalen Konstruktion der Wirklichkeit dient. Die Kommunikationspartner besitzen bestimmte übereinstimmende Kognitionen, Erwartungen, Emotionen und Absichten, die als ebenso bedeutend angesehen werden wie kommunizierte Inhalte. Die Kommunikationssituation ist als soziale Interaktion anzusehen, in der die Kommunizierenden einander durch sprachliches Handeln wechselseitig verändern. Zudem können durch Kommunikation Beziehungen aufgenommen, etabliert oder abgebrochen werden.

Es bleibt jedoch festzuhalten, dass es genauso wenig Einigkeit darüber gibt, was Wirklichkeit, Identität oder Bewusstsein ist wie darüber, als was Kommunikation letztlich aufzufassen sei.³¹ Faßler (1997) bemerkt in diesem Zusammenhang:

„[D]ie Einzahl, in der hier von Kommunikation gesprochen wird, gibt es nicht. Sie ist ein sprachliches Gebilde, um das Reden über einen Gegenstandsbereich zu vereinfachen, der zunehmend komplexere Strukturen zwischen menschlichen und nicht-menschlichen Kommunikationselementen aufweist. [...] Jede Situation der *Vermitt(e)lung*, ob sie durch Zwischenmenschlichkeit, durch Geräte geprägt ist, oder in elektronischen Kommunikationsnetzen stattfindet, weist viele Kanäle auf, wie Augen, Ohren, Geruch, Farben, Erzählungsweise, Rede- oder Textgattung, Vortrag, Musik uvam.“³²

Wie sich diese „durch Zwischenmenschlichkeit geprägte Kommunikation“ von der „Kommunikation in elektronischen Netzen“ unterscheidet, werde ich im Folgenden ausführen. Dazu sollen zunächst einige Aspekte der face-to-face Kommunikation erörtert werden, um dann auf Kennzeichen und Besonderheiten der computervermittelten Kommunikation einzugehen.

²⁸ Vgl. Watzlawick et al. (1996; 55). Vergleiche zwischen menschlicher Kommunikation und Computertechnik sind jedoch mit Vorsicht zu genießen, wie ich im Zusammenhang mit dem Shannon/Weaver-Modell (s.o.) gezeigt habe.

²⁹ Ebd.; 719.

³⁰ In Anlehnung an Maturana/Varela (1987) und an Schulz (1989).

³¹ Vgl. Faßler (1997; 32).

³² Ebd.; 32.

2.2 Face-to-face Kommunikation

Die face-to-face Kommunikationssituation³³ (Grundmerkmal: zeitliche und räumliche Kopräsenz der Kommunizierenden) wird häufig als „Prototyp“ aller personalen Interaktion beschrieben, denn hier kommen alle Ausdrucksmöglichkeiten zur Geltung, die dem Menschen zur Verfügung stehen: neben dem geäußerten Inhalt sind dies non-verbale Mittel (Gestik, Mimik, Blickkontakt, Verhalten im Raum, Kleidung etc.) und paraverbale Mittel (stimmliche Qualitäten, Sprechtempo, Betonung, Pausen, Melodie, Rhythmus etc.).

In interaktionalen Situationen erfolgt eine Koorientierung der Kommunikationspartner³⁴; Blickkontakt zeigt z.B. den Beginn der Aufnahmebereitschaft an, Dauer und Häufigkeit von Blickzu- bzw. Blickabwendung ist ein Indikator des Aufmerksamkeitsgrades. Häufig werden weitere Aufmerksamkeitssignale verwendet wie Kopfnicken, offener Gesichtsausdruck, zugewandte Haltung etc. Bestimmte Aspekte nonverbalen Verhaltens dienen im Besonderen dialogischen Funktionen. Nonverbale Zeichen können einen Bedeutungsinhalt direkt ohne begleitende Verbaläußerung übertragen (z.B. ein Kopfnicken anstelle von „Ja“)³⁵, „die gleichzeitig mit ihnen auftretenden verbalen Äußerungen in ihrer Bedeutung unterstützen, illustrieren, verstärken, verdeutlichen und ähnliches mehr.“³⁶ Sie können zudem Aussagen auch modifizieren, z.B. den Inhalt durch ein entschuldigendes Lächeln bei einer Absage leicht abschwächen. Wenn Nonverbales dem Gesagten widerspricht, liegt eine sog. Kanaldiskrepanz vor.³⁷ Die Art und Weise, wie wir etwas sagen ('Sprechausdruck'³⁸) übermittelt in direkter und unmittelbarer Weise Informationen über den Gefühlszustand des Sprechers. Mit nonverbalen und paraverbalen Mitteln kann ein Sprecher also, ohne es explizit zu thematisieren, Informationen über die eigene Stimmung vermitteln als auch verdeutlichen, wie er die Beziehung zum Hörer einschätzt.

Nach *Boeckmann (1994)* ist face-to-face Kommunikation durch Direktheit, Gegenseitigkeit und persönlichen Kontakt gekennzeichnet.³⁹ Im direkten Kontakt kommt die persönliche Wirkung beider Kommunikationspartner, ihre Persönlichkeitsdispositionen, Affekte und Intentionen, zum Tragen.

³³ In dieser Arbeit soll hauptsächlich der englische Begriff "face-to-face" verwendet werden, da er m.E. das, was in der Kommunikation „von Angesicht zu Angesicht“ geschieht, anschaulicher darstellt als das deutsche „direkte Kommunikation“. Bei meinen Ausführungen zur face-to-face Kommunikation beschränke ich mich aus praktischen Gründen auf die Kommunikation zwischen zwei Partnern (Dyade). Meine Überlegungen können aber selbstverständlich auf Interaktionen zwischen mehreren Partnern übertragen werden.

³⁴ Vgl. Scherer (1979b).

³⁵ Vgl. Scherer (1979a; 26). Scherer nennt dies Substitution.

³⁶ Vgl. ebd.; 27. Scherer nennt dies Amplifikation.

³⁷ Vgl. ebd. Nonverbale Hinweise werden dann meist stärker gewichtet, da sie weniger bewusst manipulierbar sind als das Sprachverhalten.

³⁸ Papst-Weinschenk (1995; 23).

³⁹ Vgl. Boeckmann (1994; 94 ff.)

Das Verhalten des Gegenübers wird laufend interpretiert und mit den eigenen verbalen Äußerungen in Zusammenhang gebracht. Ein ständiger Strom an Feedback-Signalen zeigt dem jeweils anderen an, ob und wie die eigenen Äußerungen ankommen, auf welche Einstellung sie beim Anderen treffen und ob ein Rollenwechsel angezeigt ist. So wird aus dem Kommunikationsakt ein gemeinsames Produkt der Kommunizierenden, welches nicht mehr in die Beiträge der Kommunikationspartner zerlegt werden kann.⁴⁰ Die raum-zeitliche Kopräsenz bei der face-to-face Kommunikation erleichtert nach *Wintermantel/Becker-Beck (1999)* die Etablierung des „common ground“; eines gemeinsamen Wissensbestandes der Kommunikationsteilnehmer als Summe dessen, was jeweils gewusst, gemeint und angenommen wird. Dieser bildet den Hintergrund des kommunikativen Geschehens und wird durch jeden Redebeitrag der Kommunizierenden vergrößert.⁴¹ Jede Art der Verständnissicherung (z.B. durch Feedbacksignale, s.o.) erleichtert das „grounding“, also die mehr oder weniger große Sicherheit darüber, dass der Gesprächspartner verstanden hat, was der jeweils Andere gemeint hat.

Wie jede andere Art der Kommunikation ist auch face-to-face Kommunikation immer durch eine bestimmte soziale Situation gekennzeichnet. Es treffen (mindestens) zwei Menschen aufeinander, die zu einem bestimmten Anlass⁴² neben ihren Erfahrungen, Erwartungen, Wünschen und Befürchtungen auch ihre jeweilige(n) soziale(n) Rolle(n) einbringen.⁴³ Dies bestimmt die Art der Beziehung zwischen den Kommunizierenden als gleichwertig, komplementär oder ungeklärt. Kennzeichnend für face-to-face Situationen ist in besonderem Maße auch der Ort⁴⁴, an dem sie stattfindet, also der „gemeinsame Raum“ für die Zeit des Kontakts. Dieser nimmt als „Rahmen“ Einfluss auf die Kommunikationssituation und somit auf den Kommunikationsprozess.⁴⁵ Die Art und Weise der Lokalisierung und Orientierung von Personen im Raum (Proxemik) lässt Schlüsse auf die Art der Beziehung zwischen den Kommunikationspartnern zu, dementsprechend werden bestimmte körperliche Abstände als wünschenswert oder duldbar angesehen.⁴⁶

⁴⁰ Vgl. Boeckmann (1994; 99). Boeckmann behauptet: „Es ist ein Akt gegenseitiger Beeinflussung und gemeinsamen Nachdenkens, der sich nur in der Simultanität des Gedankenaustausches realisieren kann. Ein Feedback dieser Art kann es bei Speichermedien nicht geben.“ (Ebd.). M.E. ist es jedoch problematisch, face-to-face Kommunikation mit technisch vermittelter Kommunikation unter diesen Voraussetzungen überhaupt zu vergleichen, denn die technisch vermittelte Kommunikation muss zwangsläufig als defizitär erscheinen, wenn man ihre spezifischen Bedingungen und Restriktionen außer Acht lässt.

⁴¹ Vgl. Wintermantel/Becker-Beck (1999; 181 f.).

⁴² Z.B. Krankenbesuch, Prüfungsgespräch, geschäftliches Mittagessen, erstes Date, politische Diskussionsrunde, Kaffeeklatsch, Warten auf den Bus usw.

⁴³ Z.B. Prüfer, Mutter, Verlagsleiter, Student, beste Freundin, Ehemann, Beamtin usw.

⁴⁴ Z.B. Oper, Kneipe, Konferenzsaal, Büro, Flugzeug, Krankenhaus, Bibliothek, Freibad, Kirche usw.

⁴⁵ Zum Thema „Rahmen“ und „Rahmungen“ hat der Soziologe Erving Goffman eingehende Untersuchungen vorgenommen. Siehe dazu auch meine Ausführungen zu „virtuelle Realität“.

⁴⁶ Vgl. Delhees (1994; 157). Was als wünschenswert oder duldbar angesehen wird, ist in großem Maße kulturabhängig. Für unseren Kulturkreis gilt im Wesentlichen: Intime Distanzen, also direkter Körperkontakt bis 45 cm Abstand, erlauben die Vertrautheit zwischen Menschen und werden in Liebes- oder Zärtlichkeitsbeziehungen zugelassen. Eine Entfernung zwischen 45 und 120 cm Abstand stellt die persönliche Schutzzone dar und wird für persönliche Gespräche gewählt.

Der Grad der Intimität des Kontaktes wird auch als soziale Distanz bezeichnet.

„Wie Menschen mit ihrer sozialen Distanz umgehen, ist eine starke nonverbale Aussage darüber, wie sie sich gegenüber anderen fühlen. Weil es sich dabei um interaktive Prozesse handelt, verhalten sich die Partner dabei in der Regel reziprok.“⁴⁷

In unserem Kulturkreis kann man sich bei Bedarf freiwillig und zeitweilig von Anderen in seine Privatsphäre zurückziehen: ein geschützter persönlicher Bereich oder Ort, der Privatheit erlaubt. Der Rückzug in die Privatsphäre fördert emotionale Entspannung und Wiederherstellung des emotionalen Gleichgewichts, man kann Abstand zu Informationen und Ereignissen gewinnen, diese reflektieren und ggfs. integrieren sowie neue Pläne entwerfen und Prioritäten setzen. Außerdem bietet die Privatheit Raum für begrenzte und geschützte Kommunikation mit Menschen des persönlichen Vertrauens.⁴⁸

Alle Aspekte der menschlichen Ausdrucksmöglichkeiten sind in der face-to-face Kommunikation untrennbar verbunden und beeinflussen im dynamischen Wechselspiel die Wahrnehmung und Bewertung des Kommunikationspartners und die soziale Situation. Zudem steht allen Kommunizierenden in einer face-to-face Interaktion der gleiche Wahrnehmungs- und Handlungsraum zur Verfügung. Welche veränderten Bedingungen und Restriktionen weist die computervermittelte Kommunikation im Vergleich dazu auf? Ist sie, wie es oft postuliert wird, primär als defizitär anzusehen? Dies soll im Folgenden erörtert werden.

Aus gesellschaftlichen Distanzen von 120 bis 350 cm Abstand heraus werden gewöhnlich unpersönliche Angelegenheiten geregelt. Die Art der Beziehung ist nicht zu persönlich, sondern nur höflich-freundlich. Bei formlosen Zusammenkünften werden öffentlichen Distanzen ab 350 cm Abstand eingenommen, die Beziehung ist hier formal, unpersönlich und liegt eher im Hintergrund. (Vgl. . Delhees 1994; 158).

⁴⁷ Ebd.; 158.

⁴⁸ Vgl. zu persönlichem Raum und Privatheit auch Delhees (1994; 159 f. und 163 f.)

3. Computervermittelte Kommunikation

Der Computer ist ein relativ neues Medium: er hat sich erst innerhalb der letzten 30 Jahre vom Werkzeug für Wissenschaftler zum alltäglichen Gebrauchsgegenstand entwickelt. Die neuen Kommunikationsformen⁴⁹ im Internet unterscheiden sich in signifikanter Weise von den uns vertrauten Situationen und Mustern mündlicher oder schriftlicher Kommunikation, wie *Krämer (2000)* betont.⁵⁰ Medien, und damit auch der Computer, sind nach *Höflich (1996)* nicht als kommunikativ und sozial neutral anzusehen, sondern beeinflussen den vermittelten Inhalt und die Beziehung der Kommunikationspartner.⁵¹ Bevor dieser Einfluss im Folgenden aufgezeigt wird, sollen zunächst vier ausgewählte Hypothesen zur computervermittelten Kommunikation⁵² einen ersten Einblick vermitteln:

Scholl et al. (1996):

„Bei computervermittelter Kommunikation (CVK) werden Nachrichten mit einem Textverarbeitungssystem am Computer erstellt, anschließend über 'elektronische Netze' – physikalisch über Kabel-, Richt- oder Satellitenfunk – verschickt und automatisch im 'elektronischen Briefkasten' des/der Empfänger gespeichert oder direkt am Bildschirm ausgegeben. Die Übermittlung nimmt meist nur wenige Sekunden, höchstens jedoch ein paar Minuten in Anspruch, dann kann der/die EmpfängerIn die Nachricht lesen und ggfs. beantworten. Computervermittelte Kommunikation verbindet die Schriftform des Briefes mit der Übertragungsgeschwindigkeit des Telefons.“⁵³

Krotz (1998):

„Die neuen Medien wie das Internet als neuer und offener Kommunikationsraum prägen [...] das Kommunikationsverhalten [...], insofern sie spezifische kommunikative Bedingungen setzen. Computervermittelte Kommunikation erweitert zunächst und vor allem die Möglichkeit, Kontakte aufzunehmen, mit anderen zu interagieren und sich kommunikativ mit sehr speziellen Themen zu beschäftigen.“⁵⁴

Gallery (2000):

„Körper und Kommunikation entkoppeln sich [in der CMC] dahingehend, dass der gesamte interpretierte Körper, mit all seinen Gesten und seiner Mimik als kommunikative Symbole, nicht nur belanglos, sondern auch gegenstandslos wird. [...] Bei der Suche nach dem Sozialen im Netz erscheint die Anonymität der Kommunizierenden folglich als wesentliches Charakteristikum computervermittelter Kommunikation.“⁵⁵

⁴⁹ Die neuen Kommunikationsformen entstehen aus der Verbindung von Telekommunikation und Datenverarbeitung. Sie verdrängen jedoch die alten Formen nicht, sondern ergänzen sie. (Riepls Gesetz), vgl. Schmidt (2000; 57).

⁵⁰ Vgl. Krämer (2000; 86).

⁵¹ Vgl. Höflich (1996; 58).

⁵² In der vorliegenden Arbeit wird synonym für die Bezeichnung „computervermittelte Kommunikation“ das Akronym CMC (computer-mediated communication) verwendet, da es als internationale Bezeichnung in der Forschung mittlerweile üblich ist. „Computervermittelte Kommunikation“ bezieht sich im Folgenden stets auf zwischenmenschliche Kommunikation, also auf die Interaktionen von Menschen mittels Computer; Kommunikation zwischen Maschinen oder Systemen untereinander soll hier nicht Gegenstand sein.

⁵³ Scholl et al. (1996; 19)

⁵⁴ Krotz (1998; 128).

⁵⁵ Gallery (2000; 71).

Sandbothe (2000):

„Das Internet hat viele Gesichter. Es ist nicht nur ein virtueller Marktplatz, sondern auch ein Ort der zwischenmenschlichen Begegnung, eine weltweite Kneipe, Quasselbude und transkulturelle Kommunikationsplattform.“⁵⁶

3.1. Theoretische Ansätze zur computervermittelten Kommunikation

Eine Vielzahl von Theorien und Modellen befasst sich mit computervermittelter Kommunikation und versucht, Besonderheiten zu systematisieren und Entstehungsbedingungen sowie psychosoziale Konsequenzen der CMC aufzuzeigen. Die folgenden Erörterungen bieten eine Auswahl und beziehen sich im Wesentlichen auf Ausführungen von *Döring (1999)*, die mit der Abfolge der Darstellung auch in etwa die zeitliche Entwicklung der Modelle nachzeichnet.

3.1.1 Technikdeterministische Modelle

Kanalreduktion

Computervermittelte Kommunikation ist hauptsächlich textbasiert und daher weitgehend auf den visuellen Kanal beschränkt. Dies führt gemäß den Vertretern des Kanalreduktionsmodells zu Informationsverlust und Einengung der Kommunikationsbandbreite. CMC gehe daher mit Verarmung der Kommunikation auf subjektiver Ebene und Reduktion gemeinsamer Handlungsmöglichkeiten sowie verfügbarer Zeichenkomplexe einher.⁵⁷ Daraus resultieren nach Ansicht einiger Autoren Entsinnlichung, Entemotionalisierung, Entkontextualisierung, Enträumlichung und Entzeitlichung, was zusammengenommen zu Entmenschlichung und Entwirklichung führe.⁵⁸ Außerdem führe CMC durch ihre Technikdeterminiertheit zu Versachlichung und Mechanisierung und sei daher vor allem als defizitär zu charakterisieren.

Der festgestellte unpersönliche Charakter ist nach *Döring (1999)* jedoch vor allem auf das Laborsetting der durchgeführten Experimente und auf den Zeitdruck, unter dem die Teilnehmer dabei standen, zurückzuführen. In Feldstudien und Szenarien ohne Zeitbeschränkungen ließe sich jedenfalls nicht feststellen, dass CMC sachlicher, aufgabenbezogener und emotionsloser ablaufe.⁵⁹ Grundsätzlich ist - mit *Döring* - auch nicht einzusehen, warum textbasierte Kommunikation nicht dafür geeignet sein soll, „Gefühle zu kommunizieren, Intimität herzustellen oder sinnliche Eindrücke zu erzeugen.“⁶⁰

⁵⁶ Sandbothe (2000; o.S.)

⁵⁷ Vgl. Döring (1999; 210). Döring bezieht sich hier auf Winterhoff-Spurk/Vitouch (1989).

⁵⁸ Vgl. ebd.; 210. Döring verweist auf Kubicek/Rolf (1986); Mettler-von Meibom (1994), Volpert (1985), Herrmann (1991) und Raulet (1992).

⁵⁹ Vgl. Döring (1999; 211). Döring bezieht sich auf die Forschungsergebnisse von Walther et al. (1994).

⁶⁰ Vgl. ebd.

Außerdem ist zu bedenken, dass die als Vergleich herangezogene face-to-face Kommunikation häufig überschätzt und idealisiert wird⁶¹, denn auch diese unterliegt bestimmten Bedingungen und Restriktionen, derer wir uns jedoch oft nicht bewusst sind. Wenn wir z.B. einen Menschen von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, können wir nicht beanspruchen, den universell „richtigen“ Eindruck von der Person gewonnen zu haben. Vielmehr stellt auch dies nur einen bestimmten Ausschnitt dar, den wir aufgrund unserer Wahrnehmungen, Einstellungen, Erfahrungen, Wünsche und Ängste auf eine bestimmte Art und Weise interpretieren.

Filtermodelle

Filtermodelle sehen CMC hauptsächlich dadurch charakterisiert, dass die Kommunizierenden aufgrund der Entkontextualisierung wenig über den psychosozialen Hintergrund des bzw. der jeweiligen Kommunikationspartner wissen.⁶² Durch die Anonymität in computervermittelten Kommunikationsszenarien bzw. durch die „Nicht-Vernehmbarkeit“ von äußeren Merkmalen (die den sozialen Status einer Person anzeigen), werden gemäß der Filtermodelle soziale Hürden, Privilegien und Kontrollen abgebaut, also Statusunterschiede ausgeglichen. Dadurch trete gleichsam ein enthemmender Effekt ein, der verstärkte Offenheit, Ehrlichkeit, Freundlichkeit, Partizipation und Egalität aber auch verstärkte Feindlichkeit, Anomie, normverletzendes und antisoziales Verhalten begünstige.⁶³

Die Vertreter der Filtermodelle postulieren, dass CMC jeweils spezifische Vor- und Nachteile mit sich bringe und daher nicht insgesamt als defizitär abzuurteilen sei. Die pauschale Aussage, dass sich Statusunterschiede im Netz generell nivellieren, ist jedoch kritisch zu sehen. Es erscheint, so *Döring (1999)*, sinnvoller, Statusunterschiede situationsspezifisch zu betrachten und dabei einzubeziehen, welche bereits bestehenden sozialen Hierarchien in die Netzkommunikation eingebunden werden und welche erst durch CMC entstehen.⁶⁴ Das Fehlen sozialer Hinweisreize kann auch als spannende und reizvolle Besonderheit der CMC angesehen werden, ohne dass daraus eine naiv-utopische Vorstellung von der absoluten Gleichheit aller Kommunizierenden ausgehen müsste.

⁶¹ Vgl. Döring (1999; 211).

⁶² Dieser Hintergrund wird also „herausgefiltert“. Vgl. Döring (1999; 214). Döring bezieht sich hier auf Dubrovsky et al. (1991), Siegel et al. (1986), Sproull/Kiesler (1986).

⁶³ Vgl. Döring (1999; 214). Döring verweist darauf, dass ein solcher Effekt auch aus face-to-face Situationen bekannt ist: weil uns die Anonymität schützt, sind wir eher bereit, z.B. einem Fremden im Zug oder einer Mitarbeiterin der Telefonseelsorge intime Informationen zu offenbaren.

⁶⁴ Vgl. ebd.; 215.

Rationale Medienwahl

Die hier subsumierten Vorstellungen gehen ebenfalls davon aus, dass CMC generell als „verarmte“ Kommunikation anzusehen ist. Es wird angenommen, dass Medien jeweils einen mehr oder weniger großen Grad an Nähe und Lebendigkeit vermitteln. Kommunizierende bewerten die Reichhaltigkeit der Medien und bilden subjektive Rangreihen, an deren Spitze stets die face-to-face Kommunikation steht.⁶⁵ Zu einem konkreten Kommunikationsanlass (z.B. Geburtstagseinladung, Kennenlernen, Streit, Ratsuchen etc.) wird das dementsprechend zweckmäßigste Medium ausgewählt. Optimale Ergebnisse werden dann erreicht, wenn die soziale Präsenz des Mediums genau dem von der Kommunikationsaufgabe geforderten Grad an persönlicher Nähe entspricht.⁶⁶ Da Mediennutzung mit Kosten verbunden ist, fließen Kosten-Nutzen Erwägungen in die Entscheidung für oder gegen ein Medium mit ein.

Jedoch wirkt auch hier die face-to-face Kommunikation zu unrecht überlegen, wie *Döring (1999)* betont. Denn gerade die Tatsache, dass frühere Botschaften erneut gelesen und neue Botschaften vor dem Übermitteln überarbeitet werden können, bietet einmalige Chancen der Selbstkonfrontation und Selbstreflexion.⁶⁷ *Schenk/Dahm/Sonje (1995)* konnten außerdem zeigen, dass für private Netznutzer vor allem Informations-, Unterhaltungs- und Kontaktaspekte ausschlaggebend für ihre Netznutzung sind und kostenminimierende Effizienzerwägungen sowie rationale Nutzenkalküle eher im Hintergrund stehen. Zudem handeln Menschen nicht immer nach bewusst ausformulierten Zielsetzungen, sondern oft auch aus Gewohnheit.⁶⁸

Normative Medienwahl

Die Vertreter der Theorie der normativen Medienwahl konstatieren, dass Medienwahlen durch Bedienungskompetenz und soziale Normen überformt sind. Wie ein Medium und somit auch CMC bewertet wird, hängt demnach von sozialen Konstruktionen ab.⁶⁹ Dies gilt vor allem für die Zuschreibung von sozialer Präsenz bzw. elektronischer Nähe: wer netzspezifische Ausdrücke und Abkürzungen nicht beherrscht und/oder nur langsam tippen kann, wird CMC als eher mühsam einschätzen und kein sog. 'Flow-Erlebnis'⁷⁰ haben.

⁶⁵ Vgl. *Döring (1999; 217)*. Die Autorin führt u.a. folgende Vertreter der Theorie der rationalen Medienwahl an: *Short et al. (1976)*, *Daft/Lengel (1984)*, *Clark/Brennan (1991)* und *Schmitz/Fulk (1991)*.

⁶⁶ Vgl. *ebd.*; 218. Ist dies gelungen, so können - laut Theorie der rationalen Medienwahl - aus der Mediennutzung kaum negative Effekte resultieren. (Vgl. *Frindte/Köhler 1999; 149*).

⁶⁷ Vgl. *Döring (1999; 220)*.

⁶⁸ Zitiert in *Döring (1999; 221)*.

⁶⁹ Vgl. *ebd.*; 222.

⁷⁰ Das angenehme Erlebnis, (völlig) im Tun aufzugehen, ggfs. auch Raum und Zeit zu vergessen. Vgl. dazu auch *Döring (1999; 223)*. Die Autorin bezieht sich in diesem Zusammenhang auf die Untersuchungen von *Csikzentmihalyi (1990)* und *Trevino/Webster (1992)*.

Für E-Mail-Kommunikation konnte gezeigt werden, so *Döring (1999)*, dass Personen mit mehr Medienerfahrung E-Mail als reichhaltiger einstufen und diese auch in stärkerem Maße nutzen als Personen mit wenig Medienerfahrung. Die eigene positive Bewertung von E-Mail in der Unternehmenskommunikation hing nach *Schmitz/Fulk (1991)* maßgeblich mit der positiven Bewertung von Arbeitskollegen zusammen.⁷¹ Beim Ansatz der normativen Medienwahl bleibt jedoch zu bedenken, dass in Bezug auf die Medienwahl auch Zeitgeist und Mode eine große Rolle spielen. Daher ist nicht von einseitigen Wirkrichtungen, sondern von komplexen Wechselwirkungen auszugehen.⁷²

Interpersonale Medienwahl

Ansätze zur interpersonalen Medienwahl versuchen im Gegensatz zum Modell der normativen Medienwahl, auch größere soziale Einheiten in den Blick zu nehmen. Nach *Höflich (1996)* muss die Verbindung von Medien und Kommunikationssituation auf eine intersubjektive Grundlage gestellt werden, da alle Kommunikation, so auch die mittels interaktiver Medien, immer nur zusammen mit Anderen erfolgen kann.⁷³ Die jeweils konkreten Kommunikationspartner und deren Mediennutzungsverhalten und Medienbewertung üben dabei einen Einfluss auf die eigene Medienbewertung und das daraus resultierende Verhalten aus. Positive Medieneffekte entstehen laut Ansatz der interpersonalen Medienwahl dann, wenn ein bzw. mehrere Kommunizierende große Kompetenz und Erfahrung in der Netznutzung besitzen und deren Kommunikationspartner dann davon profitieren. Gegenseitige Beeinflussung im Mediennutzungsverhalten zeigt sich beispielsweise auch darin, dass Netznutzer diejenigen Chaträume am häufigsten besuchen, in denen bekannte oder befreundete User regelmäßig anzutreffen sind.⁷⁴ Bahnen sich im Netz romantische Beziehungen an, so beobachten und deuten die beteiligten Personen das eigene Medienverhalten und das des Anderen äußerst aufmerksam und versuchen dann, sich besonders subtil aufeinander einzustellen.⁷⁵

⁷¹ Vgl. *Döring (1999; 223.)*

⁷² Vgl. ebd.

⁷³ Vgl. *Höflich (1996; 111.)*

⁷⁴ Vgl. *Schwalb (1998; 62.)* Dies ist jedoch auch aus Alltagssituationen bekannt: wenn man allein unterwegs ist und sich gern unterhalten möchte, geht man auch an Orte (z.B. bestimmte Cafés oder Diskotheken), an denen man Freunde oder Bekannte vermutet.

⁷⁵ Vgl. *Döring (1999; 225.)* Dies findet im realen Leben jedoch genauso statt. Wenn man an jemandem interessiert ist, schenkt man sich selbst („Wie wirke ich?“, „Was ziehe ich an?“ „Was soll ich erzählen?“) und auch dem Anderen („Warum meldet er sich nicht?“ „Sie schaut mich ständig an.“) besondere Beachtung. Dies zeigt sich vor allem in Gesprächen mit guten Freunden, in denen oft jedes Detail eines Treffens mit dem oder der Liebsten ausführlich dargelegt wird. Auch versucht man, sein Verhalten auf den Anderen abzustimmen, um so ein Höchstmaß an Harmonie zu erreichen.

So kann also eine im ökonomischen Sinne irrationale Medienwahl interpersonal betrachtet durchaus wichtige Funktionen erfüllen, z.B. indem sie besonderes Interesse und Entgegenkommen signalisiert.⁷⁶ Die Verwendung von Medien sagt als Metakommunikation etwas aus und kann damit auch als technische Ergänzung eines ansonsten nonverbal vermittelten Beziehungsaspekts fungieren.⁷⁷

Soziale Informationsverarbeitung

Mediale Einschränkungen werden gemäß der sozialen Informationsverarbeitung⁷⁸ dadurch kompensiert, dass die Mediennutzer ihr Nutzungsverhalten aktiv auf die Besonderheiten des Mediums einstellen, indem sie sich auf die sozialen Hinweise konzentrieren, die medial verfügbar sind.⁷⁹ Es wird postuliert, dass Beziehungsebene, Emotionalität und sozialer Hintergrund nahezu vollständig mittels Text ausgedrückt werden können, da Netznutzer medienbedingte Informationslücken beim Kommunikationspartner antizipieren und sich darauf einstellen, indem sie versuchen, diese Lücken explizit zu füllen und ihre Selbstdarstellung dahingehend zu optimieren.⁸⁰ Minimale Informationshinweise, subtile soziale Kontextinformationen und persönliche Informationen werden stärker gewichtet, um die medialen Restriktionen auszugleichen und sich ein genaueres Bild des Kommunikationspartners machen zu können. Im Gegensatz zum Filtermodell nimmt das Modell der sozialen Informationsverarbeitung an, dass die Kommunikationspartner den Mangel sozialer Hinweisreize dadurch kompensieren, indem sie neue kommunikative Fähigkeiten entwickeln. Diese ermöglichen es ihnen dann, sowohl „versteckte“ Botschaften zu übermitteln und zu entschlüsseln, als auch soziale Hinweise gezielt auszuwählen und zu übertragen.⁸¹

Dass emotionale und persönliche Beziehungsaspekte vollständig in Textzeichen übersetzbar sind, ist m.E. jedoch unwahrscheinlich. Vor allem der bewussten Kontrolle nicht unterliegende nonverbale Botschaften, wie z.B. das Erröten, können so nicht übermittelt werden. Zwar besteht auch die Möglichkeit, dies per Text zu thematisieren⁸², aber die Kontrolle darüber obliegt jeweils dem Kommunizierenden, während man in einer face-to-face Situation als Betroffener kaum eine Möglichkeit hat, das Rotwerden zu verhindern.

⁷⁶ Vgl. Döring (1999; 225 f.).

⁷⁷ Vgl. ebd. Je nach Kontext kann der Empfänger einer E-Mail dies z.B. als Signal sehen, dass der Kommunikationspartner sich nicht traut, in direkten Kontakt zu treten oder die E-Mail auch als Zeichen der zusätzlichen Kontaktaufnahme werten.

⁷⁸ Social information processing perspective nach Walther (1992), zitiert in Döring (1999; 226 ff.).

⁷⁹ Vgl. Döring (1999; 226). Döring nimmt hier Bezug auf das für die Telefonkommunikation entwickelte „Cuelessness-Modell“ von Rutter (1987) und überträgt es auf CMC.

⁸⁰ Vgl. Döring (1999; 226) und Frindte/Köhler (1999; 150 f.).

⁸¹ Vgl. Frindte/Köhler (1999; 151).

⁸² Z.B. durch Aktionswörter, die im Netz üblicherweise durch ein Sternchen am Anfang und Ende des Wortes gekennzeichnet sind, hier: *rotwerd*.

Textbasierte computervermittelte Kommunikation sollte m.E. vielmehr als spannungsvolle und interessante Variante der face-to-face Kommunikation angesehen werden. *Döring (1999)* verweist hier auf das Beispiel des Zettelchenaustauschs in der Schule, welcher nicht erfolgt, um ein face-to-face Gespräch möglichst genau nachzubilden, sondern um eine spannungsvolle Verzögerung zu erzeugen, was „im spezifischen Situationskontext gerade das Gegenteil eines Defizits darstellt.“⁸³

3.1.2 Kulturalistische Ansätze

Simulation

Netznutzer können selbst bestimmen, welche Informationen sie im Internet von sich preisgeben und welche nicht. Daraus ergibt sich die Möglichkeit, Identitäten in nahezu beliebiger Anzahl zu konstruieren bzw. zu simulieren.⁸⁴ Die meisten Informationen, die ein Netznutzer von sich preisgibt, können nicht überprüft werden. Dass Fehlinformationen so nicht geahndet werden können, eröffnet die Möglichkeit, komplett falsche d.h. nicht mit der Realität übereinstimmende Identitäten zu erschaffen, im Netz auch als „Fake“ (von engl. „to fake“: „fälschen, erfinden, vortäuschen“) bezeichnet. Was wahr und was erfunden ist, lässt sich für den Netznutzer meist gar nicht beurteilen. Obgleich es auch in face-to-face Situationen möglich ist, unterschiedliche Rollen einzunehmen und sich auf unterschiedlichste Weise selbst darzustellen, sind wir doch durch unseren Körper stets eindeutig identifizierbar. In der CMC können wir zwar mit virtuellen Körpern und virtuellen Identitäten agieren, diese sind jedoch von Anderen nicht überprüfbar: „Man weiß von den andern nur, was sie von sich behaupten.“⁸⁵ Dies kann einerseits zu einem Kontrollgewinn führen, da man die eigene Identität frei gestalten kann, andererseits kann daraus ggfs. auch ein Kontrollverlust resultieren, da man gleichzeitig mit möglichen Täuschungen rechnen muss und damit vielleicht auch verletzbarer wird.⁸⁶ Will man seine Aussagen glaubhaft machen, muss man außerdem viel mehr erklären als in face-to-face Situationen, woraus Orientierungsprobleme entstehen können. Virtuelle Welten sind trotzdem keine reinen „Scheinwelten“, wie von Netzkritikern gerne behauptet wird, sondern auf ihre Art ebenfalls real. Als eine Art Bühne der Selbstdarstellung kann das Internet dem Netznutzer die Möglichkeit bieten, vielfältige Aspekte und Facetten seiner Persönlichkeit auszudrücken, auch solche, die im „realen Leben“ (RL) vielleicht unterdrückt werden (müssen).⁸⁷

⁸³ Vgl. *Döring (1999; 228)*. Ähnliches gilt für das Austauschen privater Briefe.

⁸⁴ Vgl. *Döring (1999; 228 ff.)*.

⁸⁵ *Krotz (1997; 122)*.

⁸⁶ Vgl. *Döring (1999; 229)*.

⁸⁷ Dies erfordert laut *Döring* eine hohe Flexibilität, regt aber auch Selbstreflexionsprozesse an. Vgl. *Döring (1999; 231)*. *Döring* verweist in diesem Zusammenhang auf die Arbeiten von *Bruckmann (1992)*, *Turkle (1995)* und *Stone (1995)*.

Imagination

Das Imaginationsmodell geht davon aus, dass gerade die fehlenden Informationen im Netz einem kognitiven Prozess Vorschub leisten, „der in besonderem Maße von der eigenen Vorstellungs- und Einbildungskraft geprägt ist“.⁸⁸ Individuellen Bedürfnissen, Wünschen und Aversionen entsprechend können die per Internet vermittelten Informationen zu einem Wunschbild zusammengesetzt werden. Alle weiteren Angaben werden dann auf dieser Grundlage interpretiert, so dass das Bild des Kommunikationspartners je nach Beziehungs- und Situationskontext sowie aktueller Motivation in positiver wie negativer Hinsicht ggfs. überspitzt wird.⁸⁹ In der Realität als störend empfundene Merkmale sind durch die textbasierte Kommunikation nicht evident bzw. können „stillschweigend gemäß den eigenen Erwartungen imaginiert [werden]“⁹⁰. *Döring (1999)* postuliert, dass die Reduktion der Sinneskanäle zu einer Steigerung des Empfindens führen und einen offeneren Austausch über persönliche und schambesetzte Themen begünstigen kann.⁹¹ Da der Wahrheitsgehalt der Mitteilungen nur schwer überprüfbar ist, sind im Netz präsente Personen, so *Döring*, prädestiniert dafür, als Projektionsflächen zu fungieren. *Döring (2000a)* vermutet zudem, dass sich Netznutzer von vorneherein ein eher positives Bild von ihrem Kommunikationspartner machen, wenn sie annehmen, dass sie über einen längeren Zeitraum netzvermittelt miteinander kommunizieren werden: indem man sich den Kommunikationspartner als freundliche und attraktive Person vorstellt, erhöhe sich das Vergnügen bei der Kommunikation.⁹² *Pauser (1995)* nimmt außerdem an, dass zwischenmenschliche Nähe und Sehnsucht erst durch die Erfahrung medialer Distanz denk- und spürbar werde.⁹³

Digitalisierung

Digitale Daten können gespeichert, weiterverarbeitet und im Netz in Sekundenschnelle übertragen werden; die Dokumentation von Kommunikation ist also integraler Systembestandteil.⁹⁴ Neben der Speicherung von E-Mails ist es auch möglich, Chats mitzuprotokollieren und so ehemals flüchtige Gesprächsinhalte (face-to-face Kommunikation) dauerhaft zu „konservieren“.

⁸⁸ Vgl. *Döring (2000a; 367)*. *Döring* verweist hier auf *Walther (1996)*.

⁸⁹ Vgl. *Döring (1999; 232)*. Laut *Döring* kommt es jedoch weniger häufig vor, dass das Bild des Kommunikationspartners in negativer Weise ausgeformt wird.

⁹⁰ Vgl. *Döring (1999; 232)*.

⁹¹ Vgl. ebd. *Döring* überträgt hier die Überlegungen *Pausers (1995)* zur Telefonkommunikation auf die CMC. *Pauser* rekonstruiert das Telefon als „visuelles Medium“, das „gerade durch die Intimität der Stimme am Ohr bei gleichzeitig fehlenden visuellen, olfaktorischen und taktilen Reizen umso lebhafter Phantasiebilder evoziert.“ (Zitiert in *Döring 1999; 232*).

⁹² Vgl. *Döring (2000a; 368)*.

⁹³ Zitiert in *Döring (1999; 233)*.

⁹⁴ Vgl. *Döring (1999; 233)*.

Schmitz (1998) verweist darauf, dass die Geschwindigkeit bis hin zur Gleichzeitigkeit die Erwartung erzeugen kann, dass unmittelbar geantwortet werde⁹⁵, im Zusammenhang mit synchroner (zeitgleicher) CMC, z.B. im Chat oder MUD, sprechen die Nutzer daher auch oft von „Unterhaltung“. „Chatten“ und „miteinander sprechen“ werden meist synonym verwandt, obwohl es korrekt eigentlich „miteinander Textnachrichten austauschen“ heißen müsste. Außerdem kann man aufgrund der Digitalität Inhalte sehr weit verbreiten. Konnte man früher von einem Brief, der ja meist an eine einzelne Person oder an eine Organisation gerichtet ist, lediglich Kopien für die eigenen Unterlagen machen und am Telefon mit einem einzelnen Partner sprechen⁹⁶, kann man heute eine E-Mail über eine Mailingliste an eine praktisch unbegrenzte Anzahl von Empfängern verschicken oder in einem Chatraum mit einer großen Anzahl von Teilnehmern kommunizieren.⁹⁷ Welche sozialen Konsequenzen aus der Digitalisierung resultieren ist - laut *Döring (1999)* - noch nicht vollständig beschrieben, jedoch mache die häufig beobachtete Beschleunigung und Vervielfältigung von Kommunikationsprozessen deutlich, dass die computervermittelte Kommunikation nicht einfach „alter Wein in neuen Schläuchen“ ist, sondern dass die Neuen Medien maßgeblich darauf Einfluss nehmen, „wie Botschaften zustande kommen, wie sie gestaltet und in welchen sozialen Kommunikationsstrukturen sie ausgetauscht werden“.⁹⁸

Kulturraum

Computernetze sind nach *Döring (1999)* als Kulturräume anzusehen, in denen die Nutzer spezifisches Wissen teilen und neue soziale Regularien und Werte etablieren.⁹⁹ Neben dem Wissensfundus und den gemeinsamen Werten wird eine Kultur, so auch die Netzkultur, u.a. durch die von ihr entwickelte und geteilte Sprache bestimmt. Viele Nachrichten im Netz weisen trotz ihrer schriftlichen Form einen eher mündlichen Gestus und informellen Charakter auf, so dass häufig von einem Sprachwandel im Netz gesprochen wird.¹⁰⁰ Durch den kreativen Einsatz von Textzeichen und Wortneuschöpfungen entsteht zudem eine Art der Kommunikation, die in dieser Form im mündlichen Sprachgebrauch gar nicht möglich wäre. Kennt man diese neuen Gebrauchsweisen und passt sich den Gepflogenheiten im Netz an, kann man damit auch seine Zugehörigkeit zur Netzkultur demonstrieren. Als zentrale Werte gelten im Netz Kontakt- und Hilfsbereitschaft.

⁹⁵ Vgl. Schmitz (1998; 224).

⁹⁶ Telefonkonferenzen, die meist im beruflichen Umfeld stattfinden, nicht einbezogen.

⁹⁷ Bei einer großen Anzahl von Teilnehmern in einem Raum ist es jedoch kaum praktikabel, alles zu lesen, da man so schnell die Übersicht verliert. So beschränken sich die Unterhaltungen oft auf „Zweiergespräche“ oder „Gespräche im kleinen Kreis“. In vielen Chaträumen ist die Teilnehmerzahl, meist aus softwaretechnischen Gründen, begrenzt.

⁹⁸ Vgl. Döring (1999; 236).

⁹⁹ Vgl. ebd. Döring bezieht sich hier auf Helmers et al. (1995).

¹⁰⁰ Vgl. dazu auch meine Ausführungen unten.

Dahinter steht die Philosophie, sich selbst um seine Belange vor Ort zu kümmern und sich dabei ggfs. gegenseitig zu unterstützen, anstatt nach übergeordneten Institutionen zu verlangen.¹⁰¹ Dazu kommt das Ideal der nicht-kommerziellen, unzensierten und unkontrollierten Informationsverbreitung. Dieser Gedanke zeigt sich z.B. darin, dass User selbst entwickelte Software¹⁰² ins Netz stellen, die dann von anderen benutzt und weiterentwickelt werden kann und auch soll. Der grundlegende Wert des „free flow of information“ wendet sich gegen zentrale Kontrollansprüche, setzt auf Selbstregulierung und darauf, allen Beteiligten uneingeschränkte Ausdrucksmöglichkeiten zu liefern.¹⁰³ Dies kann jedoch dort zu einem großen Problem werden, wo Menschenrechte berührt sind, z.B. bei Kinderpornographie, Ausgrenzung von Minderheiten oder anderen illegalen und menschenverachtenden Tätigkeiten. Was als legal gilt, ist jedoch von lokalen Gesetzen und Bestimmungen abhängig, so dass problematische Inhalte, die in einem Land verboten sind, ggfs. auf Servern in anderen Ländern legal publiziert werden dürfen.

Zusammenfassend kann man sagen, dass technikdeterministische Modelle davon ausgehen, dass das Erleben und Verhalten der Netznutzer primär durch objektive technische Medienmerkmale bestimmt sei, was häufig negative Folgen nach sich ziehe. Es ist jedoch kritisch anzumerken, dass diese Theorien durchweg von der face-to-face Interaktion als idealer Kommunikationssituation ausgehen und CMC ausschließlich im Vergleich dazu beurteilen. Kulturalistische Ansätze fragen hingegen vor allem nach den Chancen, die CMC bietet. Sie fokussieren dementsprechend neue Erfahrungs- und Handlungsmöglichkeiten, die aus der computervermittelten Kommunikation resultieren können. Im Blickpunkt steht dabei die Fähigkeit der Nutzer, neue Medientechnologien souverän für ihre Zwecke einzusetzen und diese dementsprechend aktiv umzufunktionieren oder neu zu erfinden.¹⁰⁴

In ihrer Reinform sind beide Positionen überspitzt und einseitig, denn Netznutzer sind weder „[...] nur passive Opfer übermächtiger *Medienwirkungen*, noch können sie durch kompetentes und aktives *Nutzungsverhalten* Medien in beliebiger Weise umgestalten und erschaffen.“¹⁰⁵ Daher vereinen Modelle der computervermittelten Kommunikation in den meisten Fällen technikdeterministische und kulturalistische Annahmen in unterschiedlicher Gewichtung, wobei die technikdeterministischen Sichtweisen zu dominieren scheinen.¹⁰⁶ Zur Überwindung einer normativen Sichtweise schlägt

¹⁰¹ Vgl. Döring (1999; 237).

¹⁰² Dies ist die sog. „open source software“, deren Programm Quellcode zu großen Teilen offen liegt und somit von Anderen benutzt und verändert werden kann. Ein bekanntes Beispiel ist das Betriebssystem Linux.

¹⁰³ Vgl. Döring (1999; 238).

¹⁰⁴ Vgl. zur Gegenüberstellung von technikdeterministisch vs. kulturalistisch Döring (1999; 241 ff.).

¹⁰⁵ Vgl. ebd.

¹⁰⁶ Vgl. ebd.; 214 f.

Döring (1999) eine 'medienökologische Perspektive' vor.¹⁰⁷ Computervermittelte Kommunikation soll unter diesem Gesichtspunkt als eine spezifische Form der interpersonalen Kommunikation angesehen werden, die in einer spezifischen medialen Umgebung stattfindet und durch spezifische Optionen und Restriktionen gekennzeichnet ist. Die Kommunizierenden sind dabei keine starren Input-Output-Systeme, sondern eignen sich ihre je eigenen Nutzungsweisen der Medien aktiv an und gestalten sie je nach Erfordernissen ebenso aktiv um. Dabei machen die Nutzer Erfahrungen, die ihr Denken innerhalb und außerhalb medialer Umgebungen verändern.¹⁰⁸ Diese Sicht soll so eine Fokusverschiebung vom Einzelmedium hin zur sozialen Kommunikation im medialen Kontext ermöglichen, um - so *Döring* - nicht allein auf der medienpsychologischen Perspektive zu verharren, sondern Besonderheiten der CMC als konkrete sozialpsychologische Phänomene zu verstehen.

3.2 Sprachwandel

Die traditionelle Unterscheidung der Kommunikationsmodalitäten Mündlichkeit (Kommunikation unter Anwesenheit der Kommunizierenden) und Schriftlichkeit (Kommunikation unter Abwesenheit der Kommunizierenden) ist nach *Sandbothe (1998)* für das Internet angesichts der schriftlichen, jedoch interaktiven Kommunikation fraglich geworden.¹⁰⁹ Es ist daher zu fragen, was computervermittelte Kommunikation im Hinblick auf Mündlichkeit/Schriftlichkeit und Sprachverwendung auszeichnet.

Koch/Oesterreicher (1994) unterscheiden mediale und konzeptionelle Mündlichkeit bzw. Schriftlichkeit: einmal wird das Medium betrachtet, durch das Sprache realisiert wird, zum anderen die konzeptionelle Ebene, die mit den Bezeichnungen 'Duktus', 'Schriftsprache/Umgangssprache' oder auch 'formell/informell' beschrieben werden kann. In dem o.g. Konzept bilden die Begriffe 'mündlich/schriftlich' Endpunkte eines Kontinuums, in dem vielfache Abstufungen möglich sind: ein Fachvortrag kann z.B. trotz der mündlichen Realisierung der konzeptionellen Schriftlichkeit näher stehen, Privatbriefe tendieren trotz schriftlicher Realisation vielfach in Richtung konzeptioneller Mündlichkeit. Trotz der Affinität von konzeptionell mündlichen Aussagen zum Medium der Sprechsprache bzw. von konzeptionell schriftlichen Aussagen zum Medium der Schriftsprache sind Medium und Konzeption prinzipiell voneinander unabhängig.¹¹⁰

¹⁰⁷ Vgl. *Döring (1999; 243)*. *Döring* entwickelt in der Zusammenführung der einzelnen CMC-Theorien ein „medienökologisches Rahmenmodell“ (Vgl. ebd.; 243 ff.).

¹⁰⁸ Vgl. ebd.

¹⁰⁹ Vgl. *Sandbothe (1998; o.S.)*. *Sandbothe* greift hier einen Ansatz von *Koch/Krämer (1997)* auf.

¹¹⁰ Vgl. *Koch/Oesterreicher (1994; 587)*.

Kommunikation im Internet ist zwar medial schriftlich, häufig aber konzeptionell mündlich realisiert. *Döring (1999)* konstatiert hier das Entstehen einer „genuin neue[n] Form der Schriftlichkeit“ und verwendet in diesem Zusammenhang den Begriff der *Oraliteralität*.¹¹¹ In direkten, mündlichen Kommunikationssituationen müssen die Beteiligten spontan aufeinander reagieren, zeitliche Unmittelbarkeit spielt eine große Rolle. Schriftliche Kommunikation, z.B. per Brief, begünstigt eine stärkere Reflexion, da der zeitliche Aspekt eine weniger große Rolle spielt.¹¹² Im Internet können nun:

„[...] die Vorteile der Mündlichkeit (schnelles Feedback, Partizipation am Diskussionsprozess, Informalität) mit denen der Schriftlichkeit (größere Reichweite, bessere Elaboration der Texte, Fixiertheit der Äußerungen) kombiniert werden.“¹¹³

Dabei sind auch hier unterschiedliche Ausprägungen zu beobachten: die nahezu zeitgleiche Kommunikation im Chat erfordert möglichst schnelles Antworten, wohingegen der Austausch per E-Mail eher zeitentgrenzt ist, wenn auch nicht so stark wie beim Brief. *Pansegrau (1997)* vermutet, dass das Internet eine gewisse kommunikative Nähe zwischen den Kommunikationspartnern suggeriere, die sich dann in der Wahl der sprachlichen Mittel ausdrücke.¹¹⁴ M.E. ist hier jedoch nicht von eindirektionalen Wirkungen auszugehen, denn auch die Wahl der sprachlichen Mittel kann kommunikative Nähe erzeugen bzw. verhindern.

„Verschriftete Mündlichkeit“ im Netz drückt sich u.a. in der Verwendung dialektaler Wendungen („moin“, „grüezi“, „lass uns drüber schnacken“, „des interessiert mi jetztat“), durch schriftliche Imitation der Aussprache eines Wortes („ich froi mich“, „da steh ich drüba“) oder auch durch umgangssprachliche Wendungen („das ist eh doof“, „ich krieg´s nicht gebacken“, „hasse ma ´n euro?“) aus. Gerne werden auch Zitate aus der Werbesprache benutzt („Das bleibt mein sahniges Geheimnis“, „Damit geht’s always ultra“). Vielfach halten Anglizismen Einzug in den Sprachgebrauch („Mail mir das mal rüber“, „Ich werd´ das auschecken“)¹¹⁵, auch die Verwendung von Comicsprache ist beliebt (*roooaaarr*, *grrrr*, *eeeeek*, *grunz*). *Döring (1999)* nimmt an, dass sprechsprachliche Kommunikation u.a. die Sprecher-Hörer-Ebene symbolisch steigern.¹¹⁶

Textnachrichten werden, vor allem beim Chatten, schnell getippt und verschickt und sind folglich selten überarbeitet. Daher finden sich häufig Flüchtigkeits- und Tippfehler, sowohl im lexikalischen als auch im syntaktischen Bereich. Vielfach wird die Zeichensetzung nicht korrekt angewandt; in der Computerwelt ist es üblich, alles klein zu

¹¹¹ Vgl. *Döring (1999; 237)* im Anschluss an *Langham (1994)* und *December (1993)*.

¹¹² Vgl. ebd.

¹¹³ Ebd.

¹¹⁴ Vgl. *Pansegrau (1997; 100)*.

¹¹⁵ Dieses Phänomen ist auch im RL-Sprachgebrauch immer häufiger zu beobachten.

¹¹⁶ Vgl. *Döring (1999; 42)*. *Döring* bezieht sich auf *Haase et al. (1997)*.

schreiben. Häufig sind verknappte Sätze und Auslassungen zu beobachten, teils fehlen auch Interpunktionszeichen. *Haase et al. (1997)* weisen darauf hin, dass syntaktische Wohlgeformtheit in der synchronen (zeitgleichen) CMC keine große Rolle spiele, denn leichte syntaktische Verstöße seien für den (muttersprachlichen) Leser weitgehend unproblematisch. In der asynchronen (zeitversetzten) CMC hängt das Einhalten von Rechtschreibregeln u.a. auch davon ab, ob kommunikative Nähe oder Distanz angestrebt werde: letzteres erfordere eher regelkonformes Schreiben.¹¹⁷ Regelverstöße können mit *Hess-Lüttich (1997)* u.a. auch Ausdruck einer lässigen „Selbstverständlichkeit im Umgang mit dem neuen, schnellen Medium“ sein.¹¹⁸

Im E-Mail-Austausch können durch das Einrücken des Ursprungtextes die entstehenden Texte wie verschriftete Gespräche wirken.¹¹⁹ Neben dem Einrücken des kompletten Ursprungstexts können auch nur einzelne Textstellen zitiert und mit einer entsprechenden Antwort versehen werden. Beides betont das dialogische Moment, welches sonst in der Kommunikation per E-Mail aufgrund der Asynchronität weniger ausgeprägt erscheint. Auch Unterhaltungen per Chat können als verschriftete Gespräche angesehen werden; die durch Mitprotokollieren ebenfalls dauerhaft gespeichert werden können.

Explizites Thematisieren von Emotionen erscheint in der CMC mühsam, längere Erklärungen wirken, vor allem im Chat, oft umständlich. Durch *Emoticons* wird versucht, dem entgegen zu wirken. 'Emoticons' (aus 'emotion' und 'icon') bzw. 'Smileys' sind Gesichtssikonen, die aus den auf einer Tastatur zur Verfügung stehenden Zeichen gebildet werden und quergelesen ein Bild ergeben.¹²⁰ Die meistverwendete Form ist der lächelnde Smiley :-), eine Intensitätssteigerung wird durch das Hinzufügen von weiteren Klammern erreicht: :-)).¹²¹ Der zwinkernde Smiley kann Ironie anzeigen, was ansonsten nur durch explizite Thematisierung möglich wäre und ggfs. der Ironie dann die Schärfe nimmt. Generell bieten Smileys die Möglichkeit, Emotionen anzuzeigen und auf die Lesart von Äußerungen hinzuweisen. Zudem können Textbotschaften damit individueller gestaltet und/oder der informellen Charakter der Kommunikation zu betont werden.

Um paraverbale Ausdrucksweisen nachzubilden, können Sound- oder Aktionswörter benutzt werden. Diese sind der Comicsprache entlehnte Ausdrucksweisen, die auditiv

¹¹⁷ Vgl. *Haase et al. (1997 ; 62)*.

¹¹⁸ Vgl. *Hess-Lüttich (1997: 233.)*.

¹¹⁹ Zum Begriff der Dialogizität vgl. *Günther/Wyss (1996; 73)*.

¹²⁰ Vgl. *Döring (1999; 42)*.

¹²¹ Andere häufig verwendete Smileys sind: :-) [Augenzwinkern, Ironie], :-D [lachen mit Tendenz zum Auslachen], :-/ [Unentschlossenheit, Skepsis], :-([Traurigkeit, beleidigt sein; wird auch „Frownie“ genannt], :-O [erstaunt sein, schockiert sein].

wahrnehmbare Ereignisse nachahmen¹²², z.B. *hmm*, *nöööö*, *tststs*, oder *argh*. Wie bei den Smileys lässt sich die Intensität der Soundwörter variieren, beispielsweise durch Verdoppelung (*iiiiihhhhhhh!*), Wiederholungen (*hahahaaaaa*) oder auch Satzzeichen (*Häh?!??*). Zur besonderen Betonung einzelner Wörter verwendet man Versalien („*NENENEEEE!*“), wobei ganze Sätze in Großbuchstaben jedoch als Schreien empfunden werden. Ganz ähnlich die Aktionswörter, die durch Sternchen signalisiert und meist durch Rückbildung von Infinitiven gebildet werden:¹²³ **tauriguck**, **schwärm**, **freu**, **knuddel** usw. Sie dienen der Beschreibung situativer Vorgänge und verweisen auf physische oder psychische Befindlichkeiten.¹²⁴

Um Konflikten vorzubeugen, können Aussagen mittels sog. Disclaimer¹²⁵ abgeschwächt werden, dies sind z.B. Bemerkungen wie „Soweit ich weiß...“ oder auch „...ich kann mich aber auch irren.“ In der CMC werden sie oft durch Akronyme angezeigt.¹²⁶ Eine rein netzspezifische Form des Disclaimers findet sich im „An- und Ausschalten eines bestimmten Modus“¹²⁷, z.B. *<Ironie an> gut gemacht! <Ironie aus>*.¹²⁸ Hier kommt explizit eine Metaebene ins Spiel, die angibt, wie bestimmte Passagen zu lesen sind und so Missverständnisse von vornherein verhindern soll.¹²⁹ Außerdem sind Disclaimer auch ein Ausdruck dafür, dass man nicht dogmatisch auf seiner Meinung beharrt, was in der Netzgemeinde wiederum als guter Kommunikationsstil.

Gemäß dem Modell der interpersonalen Medienwahl werden Nutzer durch medien-spezifische Kommunikationsmuster ihrer Kommunikationspartner beeinflusst. Aufgrund der zeitlichen Verzögerung und ohne den Druck, antworten zu müssen, ist daher anzunehmen, dass sich User in der CMC relativ gut auf den Sprachverwendungsmodus des jeweils Anderen einstellen können. Neulinge sind im Netz zunächst oft verwirrt von den neuen, unbekanntenen Ausdrucksformen. Da Hilfsbereitschaft hier jedoch einen hohen Stellenwert hat, erhalten die sog. „Newbies“ des Öfteren Ratschläge und Erklärungen von erfahrenen Netznutzern.

¹²² Vgl. Döring (1999; 44).

¹²³ Vgl. ebd.; 45.

¹²⁴ Vgl. ebd.

¹²⁵ Vgl. Döring (1999; 45).

¹²⁶ Akronyme werden vor allem in der Chat-Kommunikation verwendet, um möglichst schnell (da kurz) antworten zu können. Aber auch beim Austausch von E-Mails haben sich diese netzspezifischen Ausdrucksmittel mittlerweile eingebürgert. Besonders bekannt sind ROFL (engl. „rolling on the floor laughing“, dt. „Ich lach mich kaputt.“), LOL (engl. „laughing out loud“, dt. „laut auflachend“) und CU (engl. see you, dt. „bis dann“).

¹²⁷ Vgl. Döring (1999; 45).

¹²⁸ Die spitzen Klammern erinnern an die Befehle der Programmiersprache HTML.

¹²⁹ Vgl. Döring (1999; 45).

Sind unerfahrene User mit der Bedeutung der sprachlichen Mittel und den „Sitten“ im Netz erst einmal vertraut, passen sie sich meist recht schnell an die vorherrschenden Konventionen an und demonstrieren damit natürlich auch Zugehörigkeit zur Netzkultur.¹³⁰ Höflich (1996) postuliert, dass netztypische Ausdrucksmittel als metakommunikative Hinweise auf eine sich ausbildende Parasprache deuten, die beim Verstehen von ambivalenten Botschaften in der computervermittelten Kommunikation helfen soll.¹³¹ Aber:

„Anders als eine gesprochene, flüchtige und dem Sender womöglich gar nicht bewußte Parasprache, sind die parasprachlichen Codes computer-vermittelter Kommunikation explizit, sichtbar, beständig reproduzierbar, und damit auch genormt und einer Spontanität (da sonst von anderen nicht verstanden) eher entzogen.“¹³²

Im Gegensatz zur face-to-face Kommunikation lässt die Verwendung bestimmter Ausdrucksmittel in der CMC also keine wirklichen Rückschlüsse auf die tatsächliche Gestimmtheit des Kommunikationspartners zu. Nach Sandbothe (1998) ist es jedoch irrelevant, ob man z.B. wirklich lächelt oder *lächel* schreibt, ob also durch Schriftzeichen eine Realität abgebildet oder konstruiert wird. Es sei viel wichtiger, dass man, indem diese Aussagen übermittelt, die Gesprächssituation eben dadurch verändert.¹³³ Neben der Mitteilungsfunktion wird Schrift in der CMC also auch „gezielt als Instrument zur Koordination und Durchführung gemeinsamer sozialer Handlungen eingesetzt“¹³⁴; mittels Schrift werden - so Sandbothe - soziale Sprechakte vollzogen. Das bewusste und selektive Darstellen von ursprünglich spontanen non- und paraverbalen Reaktionen stellt zudem, wie Döring (1999) betont, eine qualitativ veränderte Form der Metakommunikation dar, beispielsweise „[...] lässt sich virtuelles Erröten nicht nur als Ausdruck von Verlegenheit verstehen, sondern auch taktisch beim Flirt einsetzen.“¹³⁵ Die Besonderheit liegt also nicht darin, dass netztypische Ausdrucks- und Verhaltensweisen radikale Neuheiten sind, sondern darin, dass im Alltag unbewusst Vollzogenes hier explizit und bewusst wird.¹³⁶

Dementsprechend ist konzeptionell mündliche Sprache mit Pansegrau (1997):

„trotz der häufig fehlenden Textgliederungs- und Kohärenzsignale, trotz geringer Variation in der Wortwahl und der häufigen Verwendung von sog. passe-partout- und Gesprächswörtern jedoch nicht defizitär, sondern im Bereich kommunikativer Nähe voll funktionstüchtig.“¹³⁷

¹³⁰ Vgl. meine Ausführungen zum Kulturraummodell (s.o.).

¹³¹ Vgl. Höflich (1996; 88).

¹³² Ebd.; 89.

¹³³ Vgl. Sandbothe (1998; o.S.). Sandbothe bezieht sich hier explizit auf MUDs und MOOs, m.E. sind seine Überlegungen jedoch auch auf andere CMC-basierte Interaktionssituationen übertragbar.

¹³⁴ Vgl. ebd.

¹³⁵ Vgl. Döring (1999; 101).

¹³⁶ Vgl. Sandbothe (1998; o.S.).

¹³⁷ Pansegrau (1997; 100).

Zusammenfassend kann man also sagen, dass computervermittelte Interaktion spezifische Möglichkeiten, Chancen und Restriktionen bietet. Technologisierung ist nach *Döring (1999)* nicht als von außen auferlegte Entfremdung zu verstehen, sondern entspricht vielmehr der menschlichen Möglichkeit und Bereitschaft, sich aktiv in mediale Szenarien hineinzusetzen und diese als wirklich anzuerkennen.¹³⁸ Soll die Netzkommunikation zu einer zusätzlichen Interaktionsmöglichkeit und damit zu einer Bereicherung des Alltags werden, muss sich der Netznutzer daher aktiv auf die speziellen Bedingungen einstellen.

¹³⁸ Vgl. dazu *Döring (1999; 231)*.

4. Identität im Netz

„Wer ist mein Kommunikationspartner?“ „Welchen Eindruck mache ich auf ihn?“ Diese Fragen stellen sich im Internet vor allem dann schnell, wenn der Kontakt in eine private Richtung geht. Die eigene Identität¹³⁹ und Wirkung auf Andere in der Selbstdarstellung sind wichtige Themen in der computervermittelten Kommunikation, auch und besonders beim Kennenlernen von möglichen Liebes- und Beziehungspartnern.¹⁴⁰ Den Identitätsbegriff im klassischen Sinne führt *Döring (1999)* in Bezug auf *Erikson (1973)* wie folgt aus:

„[Identität wird verstanden als] Bewusstsein, sich von anderen Menschen zu unterscheiden (*Individualität*) sowie über die Zeit (*Kontinuität*) und verschiedene Situationen (*Konsistenz*) hinweg - auch für die Umwelt erkennbar - dieselbe Person zu bleiben.“¹⁴¹

'Identität' bzw. das 'Selbst' ist nach *Mummendey (1990)* als psychologisches Konstrukt zu verstehen und nicht als eine feste, materielle Substanz, die sich an bestimmter Stelle im Körper befindet. Wenn wir uns selbst auch meist als konsistentes Ganzes erleben, ist unsere Identität dennoch kein physisch lokalisierbares Element.¹⁴² Auch *Damasio (1994)* betont, dass das Selbst nicht als zentrale Wissens- und Aufsichtsinstanz zu verstehen sei, die alles, was in unserem Geist geschieht, jederzeit bewusst registrieren und kontrollieren könne, sondern vielmehr als ein immer wieder rekonstruierter biologischer Zustand zu verstehen sei, der in jedem Augenblick von Grund auf neu hervorgebracht wird. Dies geschieht auf stets gleichbleibende Art und Weise, so dass das 'bewusste Ich' von diesem Prozess der Rekonstruktion nichts erfährt. Die gleichbleibende Perspektive unserer Erfahrungen erweckt dann den Anschein, als ob es tatsächlich eine einzige zentrale Besitz- und Erkenntnisinstanz gäbe.¹⁴³

Nach *Mummendey* ist der Begriff des Selbst mit 'Selbstkonzept' gleichzusetzen; dies beschreibt, wie sich ein Mensch selbst sieht, für wen er sich hält, welche Merkmale er sich zuschreibt etc. Selbstkonzepte sind demnach als Bewusstsein von der eigenen Identität bzw. als Einstellungen, die die eigene Person betreffen¹⁴⁴, aufzufassen.

¹³⁹ Mummendey (1990) schlägt vor, die Begriffe „Identität“ und „Selbst“ bzw. „Selbstkonzept“ als gleichbedeutend zu verwenden: „Ein Mensch stellt verschiedene soziale und situative Identitäten dar, und er ist doch stets mit sich selbst identisch. Er präsentiert verschiedene 'Selbste' und verfügt doch - möglicherweise - über ein relativ stabiles Selbstkonzept.“ (ebd.; 81). Dieser Vorstellung möchte ich mich im Folgenden anschließen.

¹⁴⁰ Natürlich spielen diese Themen auch in der geschäftlichen Kommunikation über das Internet eine Rolle, m.E. ist dies im Privaten jedoch deutlich ausgeprägter.

¹⁴¹ Döring (1999; 255).

¹⁴² Vgl. Mummendey (1990; 77).

¹⁴³ Vgl. Damasio (1994; 303 ff.).

¹⁴⁴ Vgl. Mummendey (1990; 79). Mummendey merkt an, dass man im Zusammenhang im Zusammenhang mit „Selbstkonzept“ stillschweigend davon ausgeht, dass es sich bei den persönlichen Merkmalen um überdauernde Merkmale im Sinne von Eigenschaften handelt.

Sie entstehen insbesondere aufgrund der Reaktionen der Anderen auf das eigene Verhalten.¹⁴⁵ *Kihlstrom/Cantor (1984)* beschreiben das Selbstkonzept als mentale Repräsentation der eigenen Person, welches als 'soziales Wissen' einen Bestandteil des gesamten Gedächtnissystems des Individuums bildet:

„Dieses System speichert strukturierte und organisierte Repräsentationen des Wissens um die eigene Person und bildet damit die kognitive Grundlage für das Wahrnehmen, Erinnern, Denken und Handeln.“¹⁴⁶

Behringer (1998) konstatiert, dass der permanente Prozess der „Identitätsbildung und -bewahrung bzw. -veränderung“¹⁴⁷ unter den Lebensbedingungen moderner Gesellschaften eine maßgebliche Veränderung erfährt, denn moderne Gesellschaften sind im Vergleich zu den relativ festen und verbindlichen Strukturen vormoderner Gesellschaften durch Offenheit, Komplexität und Unsicherheit in den Arbeits- und Lebensbedingungen gekennzeichnet. Der einzelne Mensch muss sich in seinem Selbstkonzept und seinen Identitätsbildungsprozessen individuell auf die Offenheit der Arbeits- und Lebensbedingungen sowie die Offenheit der biographischen Perspektive einstellen. Dies erfordert eine reflexive Auseinandersetzung mit einer Vielfalt von Möglichkeiten.¹⁴⁸ Trotz widersprüchlicher Erfahrungen muss ein kohärentes Ganzes aufrechterhalten werden. Je nach Persönlichkeitsstruktur und Kontext kann dies ein Gefühl von großer persönlicher Freiheit oder auch eine Empfindung von negativ erlebter Ungewissheit bis hin zu Angst erzeugen. In jedem Fall sind Selbstkonzepte in modernen Gesellschaften individuell zu gestalten und ggfs. bestimmten Kontexten anzupassen. Externe Rollen-/Verhaltenserwartungen, Anforderungen und persönliche Bedürfnisse müssen „im Spannungsfeld von Abgrenzung gegenüber Erwartungen anderer und deren Anerkennung“¹⁴⁹ abgeglichen und in Einklang gebracht werden. Nach *Behringer* werden Identitäten heute in kleineren Bezugsgruppen und sozialen Netzwerken „kommunikativ ausgehandelt, ausprobiert und erprobt“¹⁵⁰, größere gesellschaftliche Zusammenhänge rücken in den Hintergrund. Das Selbst wird so „zum reflexiven Projekt, das beständig erforscht, konstruiert und kommunikativ abgesichert werden muß.“¹⁵¹

Kleinere Bezugsgruppen und soziale Netzwerke können auch 'Kommunikationsräume' im Internet sein, z.B. Webforen, Newsgroups, Chats o.ä.

¹⁴⁵ Vgl. Delhees (1994; 48).

¹⁴⁶ Zitiert in Mummendey (1990; 82).

¹⁴⁷ Vgl. Behringer (1998; 15)

¹⁴⁸ Vgl. ebd.; 14. Behringer verweist in diesem Zusammenhang auf Habermas (1985), der von einer „neuen Unübersichtlichkeit“ spricht.

¹⁴⁹ Ebd.; 47.

¹⁵⁰ Ebd.; 51.

¹⁵¹ Ebd. Ähnliche Auffassungen habe ich im Zusammenhang mit dem Konstruktivismus diskutiert (s.o.), so postuliert z.B. *Jäger (2002)*, dass in der Auseinandersetzung von Ich und Welt ein Modell der Wirklichkeit und der eigenen Identität entsteht, welches sich in der sozialen Interaktion ständig bewähren muss. (Vgl. Jäger 2002; 56 FN 46).

Hier werden Erfahrungen ausgetauscht, Hilfestellungen gegeben oder einfach nur miteinander gespielt oder „geplaudert“. Vor allem die MUDs¹⁵² stellen Orte sozialer Interaktion dar, an denen man textbasiert bestimmte Identitätsaspekte erleben und ausleben kann. Soziale Interaktionsräume öffnen sich aber auch an anderen Stellen im Netz, eben überall dort, wo Menschen computervermittelt miteinander kommunizieren und damit ihre eigene Identität erforschen, kommunikativ aushandeln und absichern, mit einem Wort also konstruieren können bzw. müssen.

Turkle (1998) erörtert im Zusammenhang mit dem Phänomen MUD die Idee des multiplen bzw. flexiblen Selbst.¹⁵³ Dieses kann im Netz relativ einfach erfahren und ausgelebt werden: die Nutzer können sich hier ein Selbst schaffen, „indem sie durch viele verschiedene Identitäten vagabundieren.“¹⁵⁴ Das Internet ist, so *Turkle*, gewissermaßen ein „Soziallabor“ für Experimente mit Ich-(Re)Konstruktionen; diese Experimente können mittels sog. 'Personae'¹⁵⁵ realisiert werden: Figuren, die man für ein MUD erfindet und mit denen man, ähnlich einem Rollenspiel, verschiedene Identitätsaspekte realisieren kann. Mittels der Personae agiert man in MUDs in sozialen, virtuellen Welten und taucht in eine „Welt der Worte“ ein.

„MUDs liefern Welten für anonyme soziale Interaktion, in denen Sie eine Rolle spielen können, die Ihrem wirklichen Selbst so nahe kommt oder so fern bleibt, wie Sie es wünschen. [...] Und da viele Menschen sich einfach dafür entscheiden, Aspekte ihres Selbst darzustellen, wirkt ein MUD manchmal wie das wirkliche Leben.“¹⁵⁶

Die Idee des fragmentierten Selbst verweist auf (Teil-)Identitäten¹⁵⁷, die im Netz aktiviert werden können. Da das Internet eine Fülle von Kommunikationsmöglichkeiten bereit hält, können (auch zunächst unverbindlich und unbeobachtet) die Szenarien ausgewählt werden, die bestimmten erwünschten Identitätsaspekten entsprechende Ausdrucksmöglichkeiten bieten.¹⁵⁸

¹⁵² „Multi User Dungeons“. Vgl. z.B. Vogelgesang (2000; 244): „MUDs sind textbasierte Spielprogramme, die einen relativ weit gefassten dramaturgischen Rahmen in Form von Spielumgebungen, Objekten und Ereignis- und Beziehungskonstellationen vorgeben, die Erkundungen und Begegnungen, aber auch Verwandlungen und Neuschöpfungen ermöglichen. MUDs können mithin als Textwelten interpretiert werden, in denen - je nach Typus des Spiels - bestimmte Aufgaben, Rätsel oder Herausforderungen zu lösen sind.“

¹⁵³ Vgl. *Turkle* (1998; 74). 'Multipel' verweist hier auf eine nicht pathologische Form der Erprobung verschiedener Facetten der eigenen Identität.

¹⁵⁴ Vgl. ebd.; 287.

¹⁵⁵ Vgl. ebd.; 293. Der Wortursprung lat. *per sonare*, „das, wodurch der Schall dringt“ (die Maske des Schauspielers), verweist auf ein öffentliches Gesicht, an dem man erkennbar ist, das sich jedoch von dem eigenen tieferen Wesen unterscheidet. Anstelle von Persona wird auch die Bezeichnung „Character“ verwendet.

¹⁵⁶ Ebd.; 29 ff. *Turkle* bezieht sich in ihren Untersuchungen vorwiegend auf MUDs, ihre Überlegungen sind jedoch vermutlich auch auf andere Kommunikationsszenarien im Netz übertragbar, m.E. zumindest für Chaträume im Allgemeinen. Fraglich bleibt jedoch, inwiefern das spezifische Setting der MUDs Einfluss auf die von *Turkle* beschriebenen Phänomene hat. Dies wäre ggfs. empirisch zu untersuchen.

¹⁵⁷ Teil-Identitäten im nicht-pathologischen Sinne tragen laut Döring der Divergenz verschiedener sozialer Umgebungen Rechnung, können durchaus miteinander in Widerspruch stehen und müssen daher immer wieder neu aufeinander bezogen werden: „Es geht nicht länger um die Verfügbarkeit einer gesicherten Identität als vielmehr um die Fähigkeit, Teil-Selbste kontextspezifisch zu bilden und sie - in Anerkennung ihrer Konflikthaftigkeit - auszubalancieren.“ (Döring 1999; 258). Der Begriff „Identitäten“ ist für Döring gleichbedeutend mit „Selbst-Aspekte“.

¹⁵⁸ Vgl. ebd.; 276.

Es entsteht jedoch, z.B. durch Betreten eines MUDs oder Chatraumes

„keinesfalls automatisch eine subjektiv relevante Online-Identität, vielmehr ist diese erst Ergebnis einer längeren Auseinandersetzung mit der nach und nach ausgestalteten virtuellen Person, über die wir Kontakte zu anderen Menschen knüpfen, die ihrerseits durch virtuelle Personen vertreten sind.“¹⁵⁹

Regelmäßige, mehr oder weniger intensive Partizipation am Online-Geschehen ist demnach unbedingte Voraussetzung für das Etablieren neuer Identitätsaspekte. *Döring (1999)* verweist darauf, dass diese erst dann identitätsrelevant werden, wenn der Nutzer den Umgang mit ihnen aktiv als Teil seiner Identitätsarbeit begreift.¹⁶⁰ Soll dies geschehen, muss der User nicht nur regelmäßig partizipieren, sondern auch sich selbst bzw. seine virtuelle Identität als zur Netzkultur zugehörig begreifen. Dazu gehört vor allem das Interesse an sozialen Begegnungen im Netz und die aktive und engagierte Teilnahme. Solange man hingegen das Netz nur mehr oder weniger selten und dann auch meist rein sachbezogen nutzt, ist das Ausbilden einer „echten“ Netz-Identität relativ unwahrscheinlich.¹⁶¹

Aufgrund der Anonymität der computervermittelten Interaktion ist es möglich, sich im Netz nahezu alle Attribute zuzuschreiben, die persönlich wichtig erscheinen, auch wenn diese mit der eigenen realen Person nur wenig zu tun haben. Um Kontaktchancen zu erhöhen, kommt es häufig zu idealisierten Beschreibungen, die den gängigen Schönheitsidealen oder den antizipierten Erwartungen des Kommunikationspartners entsprechen.¹⁶² Es ist auch möglich, völlig neue virtuelle Personen zu kreieren, z.B. indem man das Geschlecht wechselt und sich dann auch bewusst rollenbezogen verhält ('Gender-swapping'). So kann ggfs. auch Teilen der eigenen Persönlichkeit Ausdruck verliehen werden, die im „realen Leben“ (RL) eher unterdrückt werden (müssen). *Turkle (1998)* vermutet jedoch, dass es viel „psychische Energie“ koste, Netz-Identitäten dieser Art über längere Zeit aufrecht zu erhalten, so dass davon auszugehen sei, dass sich häufig nach einer gewissen Zeit die konstruierten Personae immer mehr der RL-Persönlichkeit angleichen. Außerdem habe man, so postuliert es zumindest *Turkle*, meist das Bedürfnis, sich in einer (virtuellen wie realen) Gemeinschaft, in der man sich wohlfühlt und die einem wichtig ist, in seiner Selbstdarstellung möglichst authentisch zu zeigen.¹⁶³

¹⁵⁹ Döring (1999; 288).

¹⁶⁰ Vgl. ebd.

¹⁶¹ Hierzu auch Döring (199; 290).

¹⁶² Vgl. Döring (1999; 294).

¹⁶³ Vgl. *Turkle (1998; 505 FN 15)*. M.E. ist die Wahrscheinlichkeit, sich gemäß antizipierten Wünschen und Erwartungen der Kommunikationspartner zu verhalten, jedoch relativ groß. Vermutlich verwenden viele Netznutzer große Anstrengungen darauf, glaubwürdig und integer zu wirken, fraglich ist, ob man dies mit „authentisch“ im Sinne von „echt“, „unverfälscht“ bezeichnen kann. *Turkle* bezieht sich in ihren Überlegungen zu diesem Aspekt auf einen Teilnehmerbeitrag von Paul Belserene auf der Konferenz „The WELL, Konferenz über virtuelle Gemeinschaften“ im April 1992. *Turkle* verweist darauf, dass es auch User gäbe, die gerade weil ihnen die Netzgemeinschaft nicht

4.1 Selbstdarstellung im Netz

Ein erster Akt der Selbstdarstellung im Netz ist die Wahl eines Pseudonyms oder 'Nicknames'.¹⁶⁴ Einen Nickname (oder Benutzernamen) benötigt man in den meisten interaktiven Netzumgebungen und als auch für E-Mail-Adressen. Fantasienamen ermöglichen größere Anonymität als „echte“ Namen, da von ihnen nicht auf reale Personen und persönliche Daten geschlossen werden kann. Im Gegensatz zum RL, wo herkömmliche Spitznamen meist durch ein soziales Umfeld vergeben werden, ist die bewusste Wahl des Nicknames im Internet als Teil der Selbstdarstellung des Netznutzers zu sehen.¹⁶⁵

„Der Name [i.e. der Nickname, A.K.] ist damit das erste Moment seiner Selbstdarstellung und verleiht ihm eine Identität, auf die sich andere Teilnehmer beziehen können, sie ansprechen, wiedererkennen usw.“¹⁶⁶

Der User hat mit der Anforderung, ein Pseudonym auszusuchen, die „Qual der Wahl“, denn auch hier gilt: „man kann nicht nicht kommunizieren“.¹⁶⁷ Die Wahl eines Nicknames kommuniziert Informationen über die Person und z.B. auch darüber, welches Publikum angesprochen werden soll und/oder welche Assoziationen geweckt werden sollen.¹⁶⁸ Je nachdem, wie jemand sich selbst sieht, was er über sich selbst aussagen möchte oder was er möchte, dass andere von ihm denken, kann sich die Wahl eines entsprechenden Spitznamens mehr oder weniger schwierig gestalten. Gängige Spitznamen (z.B. „Biene“, „Rose“, „Held“), Namen aus bekannten Filmen (z.B. „Spiderman“, „Terminator“) oder beliebte Vornamen (wie „Sandra“, „Thomas“ etc.) sind oft schon vergeben, so dass dann eine Alternative gesucht werden muss. Dies kann eine andere Schreibweise sein, z.B. „bienE“ oder „thom-AS“¹⁶⁹ oder auch das Hinzusetzen von Zahlen, z.B. „Rose123“ oder „Held2“. Zahlen sind beliebt als Indikator für das Geburtsjahr bzw. das Alter (z.B. „Sandra1973“ oder „Stefan31“) auch andere Kürzel können Auskunft über spezielle Attribute geben (als Hinweis auf Alter und Bundesland z.B. „anja_35_nrw“ oder „Dirk_NR“ als Hinweis auf „Nichtraucher“).

gleichgültig ist, Masken anlegen wollen, die sich stark von ihrer RL-Persönlichkeit unterscheiden. Jedoch wird vermutet, dass diese Nutzer es schwerer haben, ihre Online-Identität und die damit zusammenhängenden Erfahrungen in ihr RL zu integrieren. (Vgl. ebd.).

¹⁶⁴ Durch einen Nickname werden „Identitäten aufgebaut und Teilrepräsentationen des Selbst gezeigt“. (Gallery 2000; 76).

¹⁶⁵ Vgl. Wetzstein (1995), zitiert in Gallery (2000; 76). Wetzstein verwendet den Terminus „Selbstinszenierung“, m.E. impliziert dies hier jedoch eine negative „Künstlichkeit“ und eine bewusstes nicht-authentisches Darstellen zum Zwecke einer Illusionserzeugung. Daher halte ich die Bezeichnung „Selbstdarstellung“ für angemessener, da m.E. „neutraler“. Ich möchte darauf hinweisen, dass jeder Mensch sich in jeder Situation selbst darstellt, dass er dazu bestimmte Aspekte (z.B. Kleidung, Kommunikationsinhalte, Verhaltensstrategien etc.) mehr oder weniger bewusst auswählt, ja auswählen muss, um sie angemessen im Sinne des Erreichens seines persönlichen Kommunikationsziels zu verwenden.

¹⁶⁶ Dabiri/Helten (1998; o.S.).

¹⁶⁷ Watzlawick et al. (1996). Vgl. dazu meine Ausführungen oben.

¹⁶⁸ Vgl. Gallery (2000; 77).

¹⁶⁹ Vgl. zu verschiedenen Schreibweisen und Variationen eines Nicks auch Gallery (2000; 77). Aus manchen Schreibweisen können sich dann wiederum interessante Wortspiele ergeben.

Das Verwenden eines gängigen und wenig ausdrucksstarken Nicknames kann Anonymität in besonders starkem Maße wahren¹⁷⁰, wohingegen ein ausgefallenes Pseudonym mit eindeutiger Schreibweise (wie etwa „DarthGrobi“ oder „DunkleMondin“) sehr viel leichter im Netz auffindbar ist.¹⁷¹ Die Anonymität ist dadurch zwar nicht aufgehoben, die „Spuren“ der virtuellen Person sind aber doch bis zu einem gewissen Grad nachzuverfolgen.

Nicknames sind gleichwohl kein genuin neues Phänomen der computervermittelten Kommunikation. Auch vor den Zeiten des Internet konnten Pseudonyme als Garant von Anonymität fungieren, z.B. beim Herausbringen von Büchern. Im Zusammenhang mit der Kontaktsuche waren und sind Pseudonyme bis heute beliebt. *Riemann (1999)* erörtert u.a. deren Funktionen in Kontaktanzeigen und verweist in diesem Zusammenhang auf einen Umstand, der ähnlich auch für Nicknames im Internet gelten kann:

„Auch einfachste Selbstbeschreibungen, wie *Sie* oder *Mann* beinhalten zumindest eine weitere Beschreibung: die des Geschlechts. Mithin ist es nicht möglich, eine Personenbezeichnung zu wählen, die kein weiteres Merkmal in sich trägt.“¹⁷²

Im Vergleich zu Printmedien können im Netz längere Pseudonyme gewählt werden: Hier zahlt man nicht per Zeile, sondern für ein Komplettangebot (z.B. pro Anzeige) oder auch gar nicht, folglich sind mehr Variationsmöglichkeiten in der Namenswahl möglich. Auch können je nach Intention andere Akzente gesetzt werden, denn ein Pseudonym dient hier nicht primär zur Anbahnung von Liebesbeziehungen, sondern im Großen und Ganzen eher der Kontaktaufnahme allgemein. Wählt man einen ausgefallenen oder besonders lustigen Nick, wird man höchstwahrscheinlich relativ häufig auf Herkunft und/oder Bedeutung desselben angesprochen, was wiederum die Kontaktaufnahme erleichtern kann.¹⁷³

In vielen Communities ist es zudem möglich, ein „Profil“ zu erstellen. Hier kann man persönliche Daten eintragen, wie z.B. Vorlieben, Abneigungen, Persönlichkeitsmerkmale, Sternzeichen u.v.a.m., meist können auch Fotos eingestellt werden. In Online-Kontaktbörsen ist ein Profil obligatorisch, aber auch in vielen Chats und Foren findet man die Möglichkeit, persönliche Daten zu veröffentlichen. Auch hier stellt sich dem User die Frage, wie man sich präsentiert, welche Eigenschaften man auswählt und welches Publikum man ansprechen möchte.

¹⁷⁰ Vgl. Gallery (2000; 77). Bei der Wahl eines gängigen Nicks besteht jedoch auch die Gefahr, dass dieser häufig als eher fantasielos und langweilig angesehen wird und vermutet werden kann dass der dahinterstehende Mensch sich keine besondere Mühe gegeben hat.

¹⁷¹ Vgl. ebd. Man kann z.B. einen derartigen Nickname in eine Suchmaschine eingeben, um herauszufinden, in welchen Chats, Foren o.ä. die betreffende Person aktiv ist.

¹⁷² Riemann (1999; 53). Natürlich kann man im Netz auch ein geschlechtsneutrales Pseudonym wählen, z.B. „Eumel“. Doch auch dies sagt etwas über den zugehörigen Netznutzer aus, nämlich, dass er sein Geschlecht nicht bekannt machen möchte.

¹⁷³ Vgl. auch Döring (1999; 97 f.). Döring führt aus, dass ein ungewöhnlicher Nickname oftmals ein willkommener Anlass zur Kontaktaufnahme ist.

Neben den selbstverfassten Beschreibungen lässt auch das Verhalten eines Users Rückschlüsse auf dessen Persönlichkeit zu und gehört damit zur Selbstdarstellung. Eindrucksbildung durch Selbstdarstellungsverhalten ('Impression-Management') kann - auch in der computervermittelten Kommunikation - nach *Mummendey (1990)* durch Strategien wie Kompetenz und Expertentum, Attraktivität, Status und Prestige, Glaub- und Vertrauenswürdigkeit sowie Offenheit gelingen.¹⁷⁴ Durch Kompetenz und Expertentum kann sich ein User online beliebt machen, wenn er gleichzeitig hilfsbereit ist und Andere an seinem Wissen teilhaben lässt. Allerdings kann man die Kompetenz von (selbsternannten) Experten durch Anonymität und fehlende soziale Hinweisreize im Netz nur schwer überprüfen. Hinzu kommt:

„Gerade weil niemand auf allen Gebieten Experte sein kann, wird man sich in der Regel auf echtes oder vorgetäushtes, in jedem Falle aber präsentiertes Expertentum verlassen, wenn man seine Meinung zu einem Fachgebiet bilden soll, von dem man nichts oder wenig versteht.“¹⁷⁵

Unter Attraktivität fallen positive sozial-emotionale Einschätzungen wie Beliebtheit oder Sympathie, wobei die Techniken, attraktiv zu erscheinen, im Einzelnen sehr vielfältig sein können.¹⁷⁶ Neben körperlicher Attraktivität gelten auch bestimmte, je nach Kontext verschiedene, Verhaltensweisen als attraktiv. Auf manche Menschen wirkt z.B. Kompetenz besonders attraktiv, auf andere eher abschreckend oder angsteinflößend. Ähnliches gilt z.B. auch für den Besitz von Geld. Symbole, die im RL auf einen bestimmten Status hinweisen oder Prestige verstärken (z.B. Besitztümer wie Immobilien, Schmuck, Autos, Kleidung), sind aufgrund der Anonymität im Internet nicht oder kaum relevant. Hier können jedoch andere Arten von Statussymbolen zur Selbstdarstellung genutzt werden, z.B. die Anzahl der verfassten Beiträge und/oder bestimmte Rangtitel bzw. Rangabzeichen.¹⁷⁷

Offenheit ist nach *Mummendey* die Eigenschaft, die auf andere besonders vertrauenswürdig wirkt.¹⁷⁸ Sich anderen gegenüber zu öffnen ('self-disclosure') kann mehrere Vorteile haben:

„Er [i.e. derjenige, der sich öffnet, A.K.] wird dadurch unter Umständen beliebter und vertrauenswürdiger, wird also allgemein sympathischer und somit attraktiver, aber er kann damit auch erreichen, daß sich seine Interaktionspartner sozusagen im Gegenzug wiederum ihm gegenüber öffnen, so daß sich seine Einflußmöglichkeiten weiter vergrößern.“¹⁷⁹

¹⁷⁴ Vgl. *Mummendey (1990; 141 ff.)*. *Mummendey* bezieht sich hier auf die Untersuchungen von *Tedeschi et al. (1985)*.

¹⁷⁵ Ebd.; 142.

¹⁷⁶ Vgl. ebd.; 142 f.

¹⁷⁷ Beispiele für Rangtitel auf www.binichniedlich.de/forum (Stand: Januar 2005): „Grünschnabel“ (Neuling), „Routinier“ (jemand, der regelmäßig partizipiert), „Foren Gott“ (Verfasser von besonders vielen Beiträgen). Sternchen verschiedener Farbe bilden z.B. Rangabzeichen auf www.ebay.de.

¹⁷⁸ Vgl. *Mummendey (1990; 145)*. Eine Handlung, die auf Glaubwürdigkeit und Vertrauenswürdigkeit hinweist, sich aber auch als problematisch erweisen kann, ist das Mitteilen von privaten Daten, man denke nur an das bekannte Phänomen des „stalking“. Stalker sind Personen, die andere dauerhaft bedrängen oder belästigen, z.B. durch Drohanrufe, Verfolgen, Ausspionieren, Droh-E-Mails usw.

¹⁷⁹ Ebd.

In konkreten Kommunikationssituationen können kurzfristig bestimmte Taktiken zur Eindrucksbildung eingesetzt werden.¹⁸⁰ Ein populäres Verhaltensmuster ist z.B. das „sich beliebt machen“: es wird versucht, Sympathie zu erwecken, indem man etwa sich selbst besonders günstig darstellt und den Eindruck erweckt, man stimme „mit den Werthaltungen, Einstellungen und Meinungen der Person, auf die man abzielt, vollständig überein“¹⁸¹. *Bargh et al. (2002)* betrachten dies als einen besonders ausschlaggebenden Faktor für die zwischenmenschliche Anziehung:

„[H]aving a new acquaintance come to the same opinion of you that you hold yourself is a strong interpersonal motivation, often stronger than the need to have others have an positive opinion of you.“¹⁸²

Es erscheint jedoch ganz logisch, dass:

„[...] die Wirksamkeit der Eindrucksmanipulation sehr stark davon abhängt, ob es gelingt, zutreffende Erwartungen an die sozialen Interaktionspartner zu knüpfen, d.h. ob man sich an die Kognitionen (Wahrnehmungen, Beurteilungen, Unterstellungen etc.) der zu beeinflussenden Individuen anzupassen vermag.“¹⁸³

Impression-Management-Strategien und -Taktiken werden zudem oftmals kaum bewusst und absichtsvoll eingesetzt, sondern erfolgen nach *Jones/Portman (1973)* „in den meisten Fällen ganz automatisch und unreflektiert“¹⁸⁴ und sind als Ergebnis des Sozialisationsprozesses anzusehen: man hat gelernt, welches Verhalten gemessen an den persönlichen Zielen jeweils den meisten Erfolg verspricht. Demnach ist im Zusammenhang mit Eindrucksbildung nicht zwangsläufig von bewusster Manipulation auszugehen. Allerdings ist es gerade in der computervermittelten Kommunikation aufgrund der spezifischen Restriktionen meist schwierig, wenn nicht sogar unmöglich, zu unterscheiden, wann Strategien und Taktiken zur Eindrucksbildung bewusst manipulativ verwendet werden und wann sie Ausdruck eines „ehrlichen“ Verhaltens sind.¹⁸⁵

Verhaltensweisen, die Sympathie und Akzeptanz erzeugen sollen, verweisen auf das zutiefst menschliche Bedürfnis, von anderen akzeptiert und positiv bewertet zu werden.¹⁸⁶ Der Grund liegt u.a. in der Selbstwerterhaltung: Menschen verhalten sich so, dass „sie ihre Selbstbewertung aufrecht erhalten oder erhöhen, und daß die Beziehungen zu anderen Personen bedeutsame Auswirkungen auf die

¹⁸⁰ Vgl. Mummendey (1990; 149 ff.). Mummendey greift hier Überlegungen von Tedeschi et al. (1985) auf. Impression-Management-Strategien sind hingegen eher situationsübergreifend und langfristig angelegt.

¹⁸¹ Ebd.; 152. Es besteht jedoch die Gefahr, dass dieses Verhalten vom Kommunikationspartner als Opportunismus ausgelegt wird.

¹⁸² Vgl. Bargh et al. (2002; 36). Die Autoren beziehen sich hier auf Untersuchungsergebnisse von Swann (1990).

¹⁸³ Mummendey (1990; 155).

¹⁸⁴ Zitiert in Mummendey (1990; 150).

¹⁸⁵ Schon im realen Leben ist dies schwierig, obwohl hier mehr soziale Hinweisreize vorhanden sind, die ggfs. helfen können, mögliche Kommunikationsgründe und -ziele zu erkennen.

¹⁸⁶ Vgl. dazu auch Kanning (1999; 246): „Menschen sind nämlich nicht nur daran interessiert, sich selbst positiv zu bewerten, sondern streben auch eine positive Bewertung durch ihre Mitmenschen an.“

Selbstbewertung haben.“¹⁸⁷ Selbstdarstellungsverhalten ist daher kein krankhafter Wunsch nach Selbstbestätigung, sondern nach *Mummendey (1990)* Voraussetzung dafür, ein ausgeglichenes und gesundes Funktionieren des Individuums und seines Sozialverhaltens zu ermöglichen.¹⁸⁸ Auch geht es nicht allein darum, einen guten Eindruck auf andere zu machen, sondern auch darum, vor sich selbst gut dazustehen, sich selbst also gut zu bewerten.¹⁸⁹

Zusammenfassend kann man sagen, dass Selbstdarstellung dazu dient, den eigenen Selbstwert zu erhalten und/oder zu erhöhen und andere zu beeinflussen, sei es, dass man sie abweisen möchte, sei es, dass man sie anziehen und Sympathie erwecken möchte. Dazu werden, sowohl im RL als auch in der CMC, bestimmte Strategien und Taktiken teils bewusst, teils unbewusst angewandt. Um „Eindruck zu machen“ muss man „sich treffen“ und miteinander kommunizieren, computervermittelt findet dies in der virtuellen Realität bzw. im Cyberspace statt.

4.2 Virtuelle Realität

'Virtuell' verweist darauf, dass etwas der Möglichkeit nach vorhanden ist,¹⁹⁰ 'virtuelle Realität' ist demnach eine mögliche Wirklichkeit. *Suler (o.J.)* beschreibt virtuelle Realität als eine Realität,

“that has the effect of actual reality but not its authentic form. It's a kind of simulation or substitute, but one with potency and validity. It gets close to the real thing. In its effect on people, it's practically the real thing.”¹⁹¹

Der Begriff 'Cyberspace' geht auf die 'Neuromancer'-Romane des Science-Fiction-Autors William Gibson zurück. Der Cyberspace wird dort als Ort beschrieben, an dem die Bank unser Geld aufbewahrt und alles elektronisch abläuft, Cyberspace also als „Stelle“, an der Daten in digitalisierter Form gespeichert sind.¹⁹² Mit Cyberspace wird weithin die computergenerierte, dreidimensionale interaktive Welt assoziiert, in die man mittels Datenhandschuh und Datenhelm bzw. Datenanzug „eintauchen“ kann. Im Rahmen der vorliegenden Arbeit soll jedoch ein weiter gefasstes Verständnis zugrunde gelegt werden: virtuelle Realität bzw. Cyberspace sollen synonym verwendet und als sozialer Kommunikationsraum verstanden werden, der durch die weltweit über Datenleitungen verbundenen Rechner konstituiert wird.¹⁹³

¹⁸⁷ Mummendey (1990; 112). Der Autor bezieht sich auf das Self-Evaluation-Modell von Tesser (1980, 1988).

¹⁸⁸ Vgl. Mummendey (1990; 115).

¹⁸⁹ Vgl. ebd.; 114 f.

¹⁹⁰ Vgl. Duden Fremdwörterbuch (1990; 815). Esposito (2001; 125) weist darauf hin, dass das Wort „virtuell“ aus der Optik stamme und sich auf Bilder beziehe, die in einem Spiegel reflektiert werden. Diese Bilder seien nicht real, doch auch keine erfundenen Gegenstände: „Das Spiegelbild entsteht nur in Anwesenheit eines Objektes, von dem es die Reflexion ist, d.h. in der Interaktion mit dem Objekt - also in Abhängigkeit von kontextuellen Faktoren.“ (Ebd.)

¹⁹¹ Suler (o.J.; o.S.).

¹⁹² Vgl. Beats Biblionetz unter <http://beat.doebe.li/bibliothek/w00281.html>, Datum: 03.01.05.

¹⁹³ Vgl. Müller (1996, o.S.). Dies schließt sowohl die Formen der asynchronen als auch die der synchronen CMC ein.

Suler (o.J.) schlägt vor, das „wahre“ Leben einerseits und virtuelle Welten andererseits als Pole in einem Kontinuum zu betrachten, zwischen denen verschiedene Mischungen von Realität und Phantasie möglich seien, wobei einige realitätsbestimmter und andere phantasiereicher seien. *Suler* geht zudem davon aus, dass jedes Element eines virtuellen Szenarios ohnehin nichts genuin Neues oder gänzlich Anderes sei, sondern aus einer realitätsbasierten Erfahrung stamme:

„So an imaginary virtual scene always is constructed from tidbits of actual experience. It's a novel reshuffling and synthesis of the elements of reality.“¹⁹⁴

Wenn in der vorliegenden Arbeit also vom „realen“ Leben und vom „virtuellen“ Leben die Rede ist, dann unter der Annahme, dass Virtuelles genauso wirklich wie Nicht-Virtuelles ist und dementsprechend auch in der Lage sein kann, Kognitionen und Handlungen zu modifizieren.¹⁹⁵ Nach *Stegbauer (2000)* erfolgt im Netz eine „Schaffung neuer Orte“:¹⁹⁶ es gibt nicht mehr nur einen einzigen allgemeinen (physischen) Raum, sondern:

„Internetbasierte Kommunikationsformen schaffen [...] einen eigenen Adressraum, dazu gehört auch die Möglichkeit der Aushandlung von Sozialbezügen und die Entwicklung eigener Normen. Internetbasierte Medien stellen einen Rahmen für das Entstehen sozialer Formen her.“¹⁹⁷

So entsteht ein (Kommunikations-)Raum, in dem sich soziale Prozesse abspielen und der für alle Akteure hinsichtlich seiner Erreichbarkeit die gleiche Entfernung besitzt.¹⁹⁸

Der Kontext der internetbasierten Kommunikation ist jedoch für die einzelnen User - im Gegensatz zu face-to-face Interaktionen - jeweils verschieden; „jeder Akteur [betrachtet] den Sozialraum innerhalb des Kontextes der von ihm empfangenen Kommunikationssequenzen.“¹⁹⁹

Bußmann (2002) definiert Kontext als Menge aller Elemente einer Kommunikationssituation, „die systematisch die Produktion und das Verständnis einer Äußerung bestimmen.“²⁰⁰ Erst im Zusammenwirken verschiedener Kontextfaktoren²⁰¹ ergibt sich aus dem Sinnpotential eines Satzes der aktuelle Sinn einer Äußerung.

¹⁹⁴ *Suler (o.J.; o.S.)*.

¹⁹⁵ Dazu z.B. *Döring (2000c; 345)*: „Wenn 'Virtualität' der 'Realität' oder die 'Netzwelt' dem 'wirklichen Leben' (real life) gegenübergestellt werden, will man damit zurecht andeuten, daß sich soziale Erfahrungen 'im Netz' von denen 'außerhalb des Netzes' unterscheiden und drückt sich doch insofern irreführend aus, als auch Netzkommunikation 'echte' soziale Kommunikation darstellt, durch die wir Wirklichkeiten konstruieren, Identitäten aushandeln und Gemeinschaften bilden - oder dabei scheitern, wie das auch sonst so üblich ist.“

¹⁹⁶ Vgl. *Stegbauer (2000; 20)*.

¹⁹⁷ Ebd.; 20.

¹⁹⁸ Vgl. ebd.

¹⁹⁹ *Stegbauer (2000; 22)*.

²⁰⁰ *Bußmann (2002; 374)*.

²⁰¹ Nach *Bußmann* lassen sich drei elementare Kontexttypen unterscheiden: der allgemeine Kontext der Sprechsituation (Ort, Zeit, Handlungszusammenhang der Äußerung usw.), der persönliche und soziale Kontext (Beziehung zwischen Sprecher und Hörer, ihre Einstellungen und Interessen, ihr Wissen bzw. ihre wechselseitigen Wissensannahmen) und der sprachliche Kontext, der die Ausdrücke in grammatischer und semantischer Hinsicht verknüpft und durch Deixis oder pragmatische Indikatoren in einen situativen Kontext einbettet. (Ebd.)

Zudem ist die Kontextkonstruktion für die jeweiligen Kommunikationsteilnehmer nie vollständig identisch,²⁰² es sei daher davon auszugehen, dass ein gemeinsamer Kontext zwischen den Kommunikationsteilnehmern im Verlaufe Interaktion mittels Kontextualisierung²⁰³ erst geschaffen werden muss.²⁰⁴ Das dazu notwendige Hintergrundwissen ist in sog. 'Frames' oder auch 'Rahmen' organisiert, welche die Interpretation der Kontexthinweise jeweils einschränken bzw. eingrenzen.²⁰⁵

Das Konzept der Rahmen geht zurück auf den Soziologen *Erving Goffman*, der bereits Anfang der fünfziger Jahre des 20. Jhds. grundlegende Konzepte zur Erforschung von face-to-face-Interaktionen vorgelegt hat. *Goffman (1977)* geht davon aus, dass jeder Kommunizierende in jeder Situation, in der aufeinander abgestimmtes Verhalten erforderlich ist, sich fragt: „Was geht hier eigentlich vor?“²⁰⁶ Vor dieser Frage stehen in der computervermittelten Kommunikation aufgrund der Kanalreduzierung und der Anonymität insbesondere auch Netznutzer. Wie kann man sich also in virtuellen Kommunikationsräumen zurechtfinden und wie kann man hier erfassen, „was die Situation ist“? Wie also erreicht man - um mit *Gebhardt (2001)* zu sprechen - eine „gegenseitige Verortung“?²⁰⁷ Um sich jeweils ein Bild vom Gegenüber machen zu können, muss der Netznutzer sowohl Informationen über den oder die Anderen einholen und ermitteln, was von ihm selbst erwartet wird bzw. was er von dem oder den Anderen erwarten kann als auch zu erkennen geben, was er selbst beabsichtigt bzw. erwartet. *Gebhardt* stellt fest, dass in der CMC trotz der Kanalreduzierung

„die von einem Gesprächsteilnehmer bewusst oder unbewusst ausgesendeten Informationen durchaus ausreichend dafür sind, diesem eine bestimmte 'Persönlichkeit' zuzuschreiben, Rückschlüsse auf dessen Absichten und Interesse zu ziehen und aufgrund dieser Informationen das eigene Handeln zu planen und auszurichten.“²⁰⁸

Gebhardt nennt verschiedene „Verortungsmerkmale“, die dem entsprechen, was im Zusammenhang mit „Selbstdarstellung“ oben ausgeführt wurde.

²⁰² Vgl. Bußmann (2002; 374).

²⁰³ In verschiedenen Prozeduren werden Kontexthinweise (wie Prosodie, Proxemik, Kinesik, Wortwahl, Code, Dialekt...) mit dem jeweiligen Hintergrundwissen in Beziehung gesetzt. (Ebd.)

²⁰⁴ Vgl. ebd.; 375. Vgl. in diesem Zusammenhang auch meine Ausführungen zu „grounding“ (s.o.).

²⁰⁵ Auch wenn nicht alle Hinweise erfasst wurden, ist eine Interpretation meist dennoch möglich, da das Zusammenspiel der Hinweise stets eine Redundanz erzeugt. Da die Rahmen soziokulturell gebunden sind, besteht bei interkultureller Kommunikation die Gefahr von Missverständnissen. (Ebd.)

²⁰⁶ Goffman (1977; 16), zitiert in Gebhardt (2001; o.S.).

²⁰⁷ Vgl. Gebhardt (2001; o.S.). Die Erörterungen Gebhardts basieren auf einer Magisterarbeit, in der das Chatterverhalten anhand von zehn Interviews mit „routinierten“ Chattern untersucht wurde. Die Arbeit wurde im Jahr 2000 an der Universität Augsburg erstellt. Auch wenn sich synchrone Kommunikation (z.B. chatten) von asynchroner Kommunikation (z.B. mailen) unterscheidet und eine größer angelegte empirische Studie als Grundlage der Ausführungen wünschenswert wäre, sind die von Gebhardt dargestellten Untersuchungsergebnisse m.E. zu großen Teilen auf computervermittelte Kommunikation im Allgemeinen übertragbar.

²⁰⁸ Gebhardt (2001; o.S.). Dies korrespondiert mit den im Zusammenhang mit dem Modell der sozialen Informationsverarbeitung erörterten Überlegungen (s.o.), wonach Mediennutzer ihr Nutzungsverhalten aktiv auf die Besonderheiten des Mediums einstellen, indem sie sich auf die sozialen Hinweise konzentrieren, die medial verfügbar sind, Informationslücken antizipieren und sich bemühen, diese zu füllen.

Das ist z.B. der Nickname, der darauf hinweist, welche Kommunikationsziele ein User verfolgt und anhand dessen entschieden werden kann, ob eine Kontaktaufnahme zu dieser Person erstrebenswert erscheint oder nicht. Weiterhin charakterisiert nicht nur der Schreibstil eine Person, sondern auch die mehr oder weniger versierte Verwendung des netzspezifischen Sprachgebrauchs.²⁰⁹ Die Analysen, die *Gebhardts* Erläuterungen zugrunde liegen, zeigen, dass

„die Anwendung bzw. Nichtanwendung dieser Codes in ganz entscheidendem Maße ihr Verhalten [das der Chatter, A.K.] gegenüber einer bestimmten Person beeinfluss[t] und damit auch ob sie Kontakt zu dieser suchen oder vermeiden.“²¹⁰

Zudem kann das Verhalten des Anderen Dritten gegenüber, wie etwa der Umgang mit Neulingen im Chat oder Hilfesuchenden in einem Forum, weiteren Aufschluss über die Persönlichkeitsmerkmale des Kommunikationspartners geben.²¹¹

Jeder Orientierungs- bzw. Verortungsversuch geschieht stets auf einer individuellen Grundlage. Ein erfahrener Chatter wird bei Anderen vermutlich auf einen versierten Umgang mit netzspezifischen Codes und auf chatübliche Verhaltensweisen achten, wohingegen Neulinge („Newbies“) möglicherweise zunächst verunsichert oder überfordert sind und sich vermutlich eher an Personen wenden, von denen sie annehmen, dass diese weniger Wert auf bestimmte Codes und/oder Verhaltensweisen legen. Ob synchrone oder asynchrone CMC, ob individuell bevorzugte Eigenschaften oder gering geschätzte Verhaltensweisen, es wird deutlich, dass:

„jede Handlung einer Person - gleichgültig ob regelkonform oder regelverletzend - etwas 'Bedeutsames' über sie ausdrückt und somit eine Verortung der von ihr dargestellten (Medien)Identität durch die anderen Teilnehmer erlaubt.“²¹²

Dass in der CMC lediglich ein Ausschnitt der persönlichen Eigenschaften des jeweiligen Kommunikationspartners repräsentiert ist, ist indes laut *Gebhardt (2001)* vielen Chattern durchaus bewusst:

„So wurde von den Befragungspersonen [i.e. den Chattern, A.K.] immer wieder darauf hingewiesen, dass man bei dieser Interaktionsform im Prinzip keine Möglichkeit habe, anhand irgendwelcher Merkmale auf die 'reale' Identität des Chatpartners und damit auf die hinter dem Computer agierende Person [...] zu schließen. [...] Die Frage nach der tatsächlichen Identität einer Person ist jedoch - zumindest für die hier befragten Nutzer - auch nicht die ausschlaggebende.“²¹³

²⁰⁹ Vgl. hier meines Ausführungen zum „Sprachwandel im Netz“.

²¹⁰ Gebhardt (2001; o.S.).

²¹¹ Beispielsweise kann man beobachten, ob sich jemand Anderen gegenüber eher freundlich und hilfsbereit, oder ignorierend und ablehnend verhält. Natürlich kann Hilfsbereitschaft auch taktisch eingesetzt werden, etwa um einen guten Eindruck zu machen oder sich andere Vorteile zu verschaffen. Wie im realen Leben auch, ist dies nur ein Hinweis unter vielen, wenn es darum geht, die Persönlichkeit des Kommunikationspartners einzuschätzen

²¹² Gebhardt (2001; o.S.). Auch hier wieder der Hinweis auf das Theorem von Watzlawick et al. (1996): „Man kann nicht nicht kommunizieren“, auch nicht in der CMC. (s.o.)

²¹³ Ebd.

Ob und wie sich ein Netznutzer in einer computervermittelten Kommunikationssituation zurechtfindet, hängt zudem auch von ganz persönlichen Voraussetzungen²¹⁴ ab. Ist jemand motiviert, regelmäßig zu partizipieren und einen gewissen Anteil an Zeit zu investieren, ist er nach einer gewissen Zeit relativ routiniert und wird sich wahrscheinlich auch in für ihn neuen netzbasierten Kommunikationsszenarien schnell zurechtfinden bzw. das Verhalten der dort agierenden Personen einschätzen können.

Das Orientieren bzw. „Verorten“ des Gesprächspartners in virtuellen Kommunikationsräumen ist eine aktive Leistung, welche glücken oder fehlschlagen kann - wie im realen Leben auch. Es ist daher nicht zwangsläufig der virtuellen Umgebung geschuldet, wenn eine Orientierung ebendort fehlschlägt und daraus Unsicherheiten oder Frustrationen resultieren. Es ist wichtig, so *Höflich (1998)* die Frage, was die Medien mit den Menschen machen, zu der Frage umzuformulieren, was die Menschen mit den (bzw. mittels der) Medien tun, denn die Bedeutung des Computers (als sozialem Artefakt) konstituiert sich vor allem in seinem Gebrauch.²¹⁵ Als Rahmen präformiert der Computer einerseits das menschliche Handeln, andererseits wird er selbst aber auch durch eben dieses Handeln verändert.²¹⁶ Dabei ist zu beachten, dass „der Gebrauch nicht nur beziehend auf andere, sondern nur zusammen mit anderen möglich ist und damit eine intersubjektive Grundlage hat.“²¹⁷

Vogelgesang (2000) stellt fest, dass, obwohl außer dem Text auf dem Bildschirm nicht viel zu sehen ist, die virtuellen Rollenspiele (in den MUDs) und die damit verbundenen Erlebnisschilderungen überraschend realitätsnah und authentisch seien.²¹⁸ Er vermutet, dass gerade der nüchterne Rahmen das Eintauchen in innere Phantasieräume besonders begünstige, da eine vollkommene Konzentration auf das mediale Geschehen stattfindet, „dessen Wirklichkeitseindruck temporär alle anderen Wahrnehmungen überlagert.“²¹⁹ Es wird - zumindest für MUDs - konstatiert, dass diese Phantasieräume nicht unnatürlich und fremd wirken, sondern so, als seien es Zimmer nebenan: die Kommunikationspartner werden als unmittelbar anwesend empfunden, „verbunden mit einem Gefühl von Nähe und Gleichzeitigkeit.“²²⁰

²¹⁴ Also z.B., ob der Kommunizierende eher schüchtern und ängstlich oder neugierig und selbstbewusst o.ä. ist.

²¹⁵ Vgl. (Höflich 1998; 49 f.). Höflich verweist in diesem Zusammenhang u.a. auf Kling (1980; 100): „... after all, the first thing we learn is that computers by themselves 'do' nothing to anybody.“ (Ebd.)

²¹⁶ Vgl. Höflich (1998; 56). „Medien sind nicht neutrale Vehikel zur Übermittlung von Botschaften, sondern sie fungieren als interpretative Hinweise bezüglich dessen, wie die Inhalte zu verstehen sind. [...] Analoges gilt für Computerrahmen die, wie Rahmen überhaupt, als (Meta-)Verstehensanweisungen (Willems 1997: 35) aufzufassen sind und so ein Erschließen dessen, 'was vor sich geht', ermöglichen. [...] Soziale Rahmen werden nicht nur wahrgenommen und mit Blick auf die relevanten Handlungsakte als relevant deklariert, sondern stets durch konkrete Handlungen konstituiert.“ (Ebd.)

²¹⁷ Höflich (1998; 59).

²¹⁸ „Die von uns befragten Netz- und Spielfreaks sprechen nicht von virtuellen *Als-ob-Erlebnissen*, sondern beschreiben die lange Nacht am Monitor als tatsächlich erlebtes Abenteuer.“ (Vogelgesang 2002; 252).

²¹⁹ Vogelgesang (2002; 252).

²²⁰ Ebd.; 251.

Obwohl MUDs (u.a.) aufgrund ihres Rollenspielcharakters eher einen Sonderfall der computervermittelten Kommunikation darstellen, kann m.E. für andere Kommunikationsarten im Netz ähnliches angenommen werden, wenn auch wahrscheinlich in etwas abgeschwächter Form.

4.3 Körper im Cyberspace

Was geschieht mit dem Körper und dem uns umgebenden physischen Raum, wenn wir im MUD in einem Raumschiff das All durchkreuzen oder in einem Liebes-Channel mit Flirtpartnern plaudern? Jeder Netznutzer befindet sich an einem Ort, sitzt oder steht vor einem Rechner, gibt Inhalte ein, meist per Tastatur und Maus, gelegentlich auch durch Spracherkennungsprogramme, versendet diese Daten und empfängt Botschaften aus dem Netz. „Ort“ ist in der CMC mit *Faßler (1997)* dementsprechend nicht durch die umgebende Stadt oder Region bestimmt, sondern durch die Peripherie des Netzes bzw. durch die jeweilige Benutzeroberfläche²²¹ - der persönliche Raum des Individuums ist in der CMC auf den Raum vor dem PC reduziert.²²² In der face-to-face Kommunikation ist das Verhalten im Raum bzw. verschiedenartiger Abstand der Kommunizierenden voneinander als kommunikatives Signal aufzufassen, wohingegen es in der CMC nur einen mehr oder weniger festgelegten Abstand gibt: den zwischen Netznutzer und Monitor. Mittels des Monitors können wir Botschaften wahrnehmen, er ist quasi unser „Fenster in den virtuellen Kommunikationsraum“. Dieser physische Raum, also der Abstand von Mensch und Monitor, ist relativ klein, in real entspräche er der intimen Distanz von bis zu 45 cm, welche in sehr engen Beziehungen zugelassen wird und Vertrautheit erlaubt (s.o.). Natürlich hat man in der CMC keine Wahl, diesen Abstand flexibel zu handhaben. M.E. rückt durch diesen Umstand jedoch der Kommunikationspartner „ein Stück näher“, was zusammen mit einer persönlichen und vertraulichen Kommunikation in der Verringerung der sozialen Distanz ein Gefühl von Nähe fördern kann.

Um völlig in die virtuelle Welt und virtuelle Beziehungen eintauchen, um also im Cyberspace „anwesend“ sein zu können,

“we must be able to minimize awareness of the setting around us - at least for a time. If the phone rings or the dog barks to go out, we shift our attention back to our physical surroundings. We cannot immerse ourselves fully into cyberspace and in-person presences simultaneously, no more than we can completely immerse ourselves into different online settings or relationships simultaneously.”²²³

²²¹ Vgl. *Faßler (1997; 137)*.

²²² Vgl. *Krotz (1997; 124)*.

²²³ *Suler (o.J.; o.S.)*.

Dies bedeutet, dass man die Welt um sich herum, ähnlich wie bei Tagträumen, gleichsam vergessen muss:

“We may not even be consciously aware of that setting around us, which points to the importance of dissociation in allowing us to experience presence online.”²²⁴

Wenn also *Krotz (1997)* behauptet, dass sich in der CMC Körper und Kommunikation entkoppeln, jede Person im Netz „entleiblicht“ sei und dass damit der Körper nicht mehr als Ausdrucksmittel, sondern lediglich als Basis für Denken und Fühlen fungiere,²²⁵ so entspricht dies m.E. dem, was *Suler(o.J.)* „dissociation“²²⁶ nennt: die Fähigkeit, seine Aufmerksamkeit von der realen Umgebung inklusive der körperlichen Gegebenheiten hin zur virtuellen Umgebung zu wenden - im Hinblick auf eine intendierte Immersion also ein durchaus erwünschter Vorgang.²²⁷ Dass dadurch der Körper in der virtuellen Interaktion aber nicht bedeutungslos wird oder gar „verschwindet“, wie in den Vermutungen von *Krotz* negativ anklingt, werden wir im Folgenden sehen.

In face-to-face Situationen sind wir durch unseren Körper stets als ein und dieselbe Person identifizierbar, der Körper ist ein „unhintergebares Zeichen“, das in jeder sozialen Interaktion den Kommunikationsprozess beeinflusst.²²⁸ In der computervermittelten Kommunikation ist vom Körper - abgesehen von Sonderfällen der gleichzeitigen Bildübertragung per Netz - nichts zu sehen, er ist physisch nicht vernehmbar. So kann er in der CMC zwar nicht als kommunikatives Symbol fungieren²²⁹, m.E. ist es jedoch unzulässig, daraus eine generelle Bedeutungslosigkeit des „Körperlichen“ für die CMC abzuleiten. Denn jeder, der computervermittelt kommuniziert, tut dies mit Hilfe seines Körpers, tippt auf der Tastatur, liest am Monitor und klickt mit der Maus, zudem wird die Interaktion zumindest gelegentlich von körperlichen Bedürfnissen (Essen, Schlafen usw.) unterbrochen. Überdies ist und bleibt der Körper stets Basis aller Erfahrungen und Empfindungen und kann nicht „weggekürzt“ werden.

²²⁴ Ebd.

²²⁵ Vgl. *Krotz (1997; 124)*.

²²⁶ Dissoziation wird hier nicht im pathologischen Sinne verstanden, also nicht als Zustand, in dem, meist im Zusammenhang mit traumatischen Erfahrungen, Gedanken und Gefühle getrennt werden, da das Gehirn nicht mehr in der Lage ist, Informationen von außen und von innen sinnvoll in Einklang zu bringen (z.B. bei der multiplen Persönlichkeitsstörung). Vgl. dazu z.B. <http://www.borderline-plattform.de/html/dissoziation.html>, Datum: 10.01.2005.

²²⁷ Dazu *Becker (1997)*: „Es liegt auf der Hand, daß diese Ausblendung nicht gelingen kann, da jeder Netznutzer selbst in virtuellen Umgebungen immer noch ein körperliches Wesen ist, das seinem sozialen Kontext allemal im Imaginären und lediglich situativ entrinnen kann - und auch dies nur begrenzt [...]“ (*Becker 1997; 166, FN 10*). Hier ist m.E. zu bedenken, dass es auch gar nicht Sinn und Zweck der CMC sein kann, vollständig und dauerhaft in virtuelle Welten einzutauchen, ja dass es, selbst wenn es technisch möglich sein sollte, nicht sehr erstrebenswert erscheint. (Eine Extremform ist z.B. in dem Science Fiction Film „Matrix“ dargestellt.) Verlagert der Mensch seine Aufmerksamkeit also situativ von der physischen Welt in die virtuelle Welt, so impliziert die Bemerkung *Beckers*, dass dies ja lediglich temporär sei und nur in der Vorstellung stattfindende, m.E. eine unzulässige Abwertung des Imaginären.

²²⁸ Vgl. *Funken (2000; 106)*.

²²⁹ Vgl. *Krotz (1997; 124)*: „Kommunikation im elektronisch mediatisierten Kommunikationsraum ist in dem Sinn körperlos, als daß Gesten und der interpretierte eigene Körper überhaupt als kommunikative Symbole im Vergleich zu face-to-face-Kommunikation belanglos sind.“

Dazu Bahl (1997):

„Die Erfahrungen aller meiner InterviewpartnerInnen machen deutlich, daß die Interaktion mit fiktiven Figuren im Netz doch immer die Vorstellung eines Körpers beinhaltet, eines Trägers der Bedeutung in der Offline-Welt, der gewissermaßen die Existenz und die Einheit dieser Figur(en) gewährleistet, selbst wenn darüber hinaus wenig Sicheres über die Identität des Gegenüber zu sagen ist.“²³⁰

Virtuelle Körperlichkeit schließt, so *Sandbothe (2002)*, reale, physische nicht aus, sondern „[d]ie Existenz des realen Körpers außerhalb des Netzes ist pragmatische Voraussetzung für die Konstruktion eines virtuellen Körpers im Netz“.²³¹ Auch ist der physische Körper in körperlosen virtuellen Umgebungen durchaus ein Thema, so wird etwa durch Körpermetaphern - so *Funken (2000)* - versucht, „der Sprache selbst ein quasi leibliches 'Flair' zu geben“²³², ohne das „offenkundig 'echte' Emotionalität nicht zu vermitteln ist“.²³³ Es wird sich also des Körpers als Basis von Empfinden und als Referenzmöglichkeit stets gegenseitig versichert. *Funken* weist zudem darauf hin, dass

„die in vielen Theorien beschworene 'Körperlosigkeit' als Ausgangspunkt eines bisher unbekanntes Interagierens zwischen Personen nicht genutzt, ja nicht einmal als reizvolle Chance rein geistigen Austausches wahrgenommen wird.“²³⁴

Geht es um Attraktion im Netz, ist zudem die reale, physische Erscheinung des Kommunikationspartners früher oder später durchaus ein wichtiges Thema. In der direkten Begegnung sieht man sich zuerst und lernt sich dann näher kennen, in der CMC ist es genau umgekehrt: man unterhält sich zuerst und tauscht dann ggfs. (eingescannte) Fotos aus.²³⁵ *Müller (1996)* vermutet, dass die im RL an die materialen Körpereigenschaften gebundenen Bedeutungen im Netz in Frage gestellt würden, dass also die spezifischen Bedingungen, unter denen Körperlichkeit im Netz erzeugt werden kann, Reflexionsprozesse anregen. M.E. ist hier zu betonen, dass ein (kritisches) Hinterfragen resultieren *kann*, nicht aber *muss*. Wenn *Müller* davon spricht, dass das, „was wir meinen, wenn wir vom Körper sprechen“ beweglich und in Ansätzen verhandelbar geworden sei,²³⁶ so liegt m.E. die Betonung auf „in Ansätzen“. Medientheoretisch lässt sich jedenfalls nicht ableiten, wie sich der Umgang mit der virtuellen Körperlichkeit auf den Körperumgang außerhalb des Netzes auswirkt.²³⁷

²³⁰ Bahl (1997), zitiert in *Funken* (2000; 115, FN 40).

²³¹ *Sandbothe* (2002; o.S.).

²³² *Funken* (2000; 110). Dies geschieht z.B. durch Sound- und Aktionswörter (z.B. *rotwerd*, s.o.) oder auch durch explizite Thematisierungen, z.B. „/me leuchtet dunkelrot wie eine reife Tomate“.

²³³ Ebd.; 113. M.E. gilt dies jedoch nicht für allen netzbasierten Kommunikationsszenarien in gleichem Maße. *Döring* (1999) konstatiert z.B. für Mailinglisten- und Newsgroupdiskussionen eine eher gering ausgeprägte körperliche Telepräsenz, da hier die Präsentation von Meinungen, Wissen und Erfahrungen im Vordergrund stehe (vgl. *Döring* 1999; 293). Generell gilt daher, dass Körperlichkeit zweifellos nicht ohne Belang ist, aber je nach Kontext und Kommunikationsziel mehr oder weniger im Vordergrund steht.

²³⁴ *Funken* (2000; 110).

²³⁵ Dies kann Unsicherheiten hervorrufen, denn man kann sich nicht sicher sein, ob das Foto auch wirklich den Menschen darstellt, mit dem man kommuniziert.

²³⁶ *Funken* (2000; 110).

²³⁷ Vgl. *Gebhardt* (2002; o.S.). „Wer im Internet Erfahrungen mit 'gender swapping' gesammelt hat, kann unter Umständen ein besseres Einfühlungsvermögen in die sexuelle Wahrnehmung seines Partners bzw. seiner Partnerin entwickeln. Auch die Notwendigkeit, sexuelle Erfahrung in Worte zu fassen, kann befreien und kreativen Charakter

Der virtuelle Körper muss zudem mit dem realen verbunden werden, denn nur, wenn beide aufeinander bezogen sind, stehen sie sich nicht mehr wie

„Schein und Sein, wie Ernst und Spiel, wie Wahrheit und Lüge gegenüber. Sie erscheinen dann vielmehr als zwei Wesen menschlicher Körperlichkeit, die sich auf sinnvolle Weise miteinander verflechten lassen und sich in erster Linie dadurch unterscheiden, daß sie in verschiedenen Medien stattfinden.“²³⁸

Diese Sichtweise verhindert ein Glorifizieren von virtuellen Körpererfahrungen und spricht ihnen dennoch keine Realität ab. Sieht man beide als verschiedene Arten von Erfahrungen, die beide dennoch gleichermaßen „real“ sind, so kann man virtuelle Körpererfahrungen durch die Integration in das reale Leben sinnvoll nutzen und als Bereicherung empfinden. Die vielbeschworene These vom Identitätsverlust im Netz ist, so ist deutlich geworden, nicht aufrecht zu erhalten. Da nach *Döring (1999)* Selbstdarstellung und Eindrucksbildung im Netz explizit unsicher sind, können nicht nur Reflexionsprozesse resultieren, sondern es ergebe sich vielmehr eine *Reflexionspflicht*.²³⁹ Inwieweit dies jedoch den Netznutzern auch bewusst ist, ist empirisch noch zu klären.

haben. [...] Daraus kann eine intelligentere und interessantere Sexualität hervorgehen. Das *kann* sein, *muß* aber nicht. Selbstverständlich sind auch Gegenszenarien möglich: Leute, die nur noch virtuell genießen können, aber mit realen Körpern nichts mehr anfangen können.“ (Ebd.)

²³⁸ Gebhardt (2002; o.S.).

²³⁹ Vgl. Döring (199; 281).

5. Intimität online

Wie wir gesehen haben, kommunizieren Netznutzer online in einem sozialen Raum, der genauso „wirklich“ ist wie der physische Raum. Zeit, Raum und Körper werden nicht belanglos, bedürfen jedoch in neuer Weise der Reflexion. Wie im realen Leben spielen sich auch hier soziale Prozesse ab, kommunizieren Menschen miteinander, bilden sich Gruppen oder lösen sich auf. Auch hier kann man sich informieren, Hilfeleistung geben, Spaß haben, sich langweilen oder auch verletzt werden. Überall dort, wo Menschen miteinander interagieren, können sich neue Beziehungen bilden und bestehende verfestigt oder aufgelöst werden.²⁴⁰

Allgemein unterscheidet man zwischen unpersönlichen Beziehungen einerseits und persönlichen Beziehungen mit jeweils starken oder schwachen Bindungen andererseits. Bei unpersönlichen oder auch formalen Beziehungen geht es darum, gesellschaftliche Aufgaben zu erfüllen; die beteiligten Personen agieren vorwiegend auf der Sachebene nach größtenteils formalisierten Rollen (z.B. Arzt/Patient).²⁴¹ Persönliche Beziehungen sind in ihrer Gestaltung freier als formale Beziehungen, im Vordergrund steht meist die Beziehungsebene (wechselseitige Wertschätzung, Vertrauen, Antipathie etc.).²⁴² Für individuelles Wohlbefinden, Gesundheit und Persönlichkeitsentwicklung sind persönliche Beziehungen unverzichtbar.²⁴³ Starke Bindungen (strong ties) in persönlichen Beziehungen bestehen meist zum Lebenspartner, zu nahen Verwandten und guten Freunden und schließen

„starke Emotionalität und *Intimität* ein, berücksichtigen eine Vielfalt gemeinsamer Interessen und Aktivitäten (Multiplexität) und weisen einen hohen Zeitaufwand sowie dauerhaftes Engagement (Commitment) auf.“²⁴⁴

Schwache Bindungen (weak ties) sind demgegenüber weniger emotional geprägt und erfordern weniger Zeitaufwand. Zudem besteht eine geringere Verpflichtung und sie verlangen „nur temporäres Engagement, das relativ leicht zu kündigen ist (convenience).“²⁴⁵ Nichtsdestotrotz erfüllen schwache Bindungen wichtige soziale Funktionen und sind keinesfalls zwangsläufig oberflächlich und defizitär.

²⁴⁰ Wie oben erörtert, ist die eigentliche Kernfunktion von Kommunikation in der sozialen Gestaltung von Beziehungen zwischen Menschen zu sehen. Mit jedem Kommunikationsakt wird die Beziehung auf die ein oder andere Weise weiterentwickelt – sie kann etabliert, bestätigt oder widerrufen werden, vgl. meine Ausführungen im Kapitel „Kommunikation als intentionales Handeln und soziale Interaktion“.

²⁴¹ Vgl. Döring (1999; 316).

²⁴² Vgl. ebd.

²⁴³ Man denke z.B. auch an die Forschungen zum Hospitalismussyndrom, die gezeigt haben, dass Kinder nicht dauerhaft ohne Berührung leben können, ohne krank zu werden. Nur in der Berührung durch Andere lernen wir als Säuglinge, unseren Körper und dessen Grenzen zu spüren.

²⁴⁴ Döring (1999; 317).

²⁴⁵ Ebd.; 318.

Menschen, zu denen wir schwache Bindungen unterhalten, liefern oft bei schwierigen Lebenssituationen (z.B. Statusveränderungen, einschneidende negative Erlebnisse) neue Informationen und Orientierungen und ermöglichen uns zudem, außerhalb unseres gewohnten Umfeldes mit Anderem/Neuem in Kontakt zu kommen.

Wie sind Beziehungen, speziell romantische Beziehungen²⁴⁶ im Netz zu charakterisieren? Kann „echte“ Intimität im Internet entstehen? Für die nachfolgenden Überlegungen zu romantischen Beziehungen im Internet lege ich das sozial-psychologische Beziehungsverständnis von *Hinde (1993)* zugrunde, referiert von *Döring (2000b)*:

„Zwischen zwei Personen entsteht eine soziale Beziehung, wenn sie wiederholt miteinander *Kontakt* haben, also mehrfach zeitversetzt kommunizieren oder zeitgleich interagieren. Im Unterschied zum sozialen Kontakt als Einzelereignis erstrecken sich soziale *Beziehungen* über mehrere Zeitpunkte, so dass jeder einzelne Kontakt sowohl von den vorausgegangenen Kontakten als auch von der Erwartung zukünftiger Kontakte beeinflusst wird. [...] Da die Beziehung in den Zeiträumen zwischen den einzelnen Kontakten weiterbesteht, spielen neben dem offenen Kommunikations- und Interaktionsverhalten emotionale, motivationale und kognitive Begleitprozesse (z.B. Sehnsucht empfinden, das nächste Treffen vorbereiten, gemeinsame Erlebnisse erinnern) eine wichtige Rolle für die Qualität und Kontinuität der Beziehung.“²⁴⁷

Sternberg (1986) charakterisiert romantische Beziehungen durch drei zentrale Komponenten: (sexuelle) Leidenschaft, Vertrautheit/Intimität und Entscheidung bzw. Bindung (Dreieckstheorie der Liebe).²⁴⁸ Sexuelle Anziehung und physiologische Erregung zeigen Leidenschaft an, Leidenschaft allein kann jedoch nicht mit romantischer Liebe gleichgesetzt werden. Der Grund: die Bedeutung der Liebe variiert sowohl zwischen den Kulturen und auch im Laufe der Zeit, wohingegen die sexuelle Leidenschaft eine Konstante darstellt, die lediglich je nach Kontext verschiedenartig gelebt wird. Die zentralen Komponenten von Vertrautheit/Intimität sind Kommunikation, Zuverlässigkeit und Selbstöffnung, also das Austausch über persönliche Gefühle und Gedanken. Intimität an sich ist nicht auf Liebesbeziehungen beschränkt, da man sich auch sehr guten Freunden und nahen Verwandten sehr nah fühlen kann und das Verhältnis durch große Selbstöffnung und Zuverlässigkeit gekennzeichnet sein kann. Intimität stellt jedoch eine „wichtige Ergänzung zu sexueller Leidenschaft dar, da sie eine umfassende Zuwendung zur anderen Person ermöglicht.“²⁴⁹ Entscheidung/Bindung bzw. Verbindlichkeit bezeichnet die Orientierung auf den Partner, die sich in langfristiger Perspektive durch eine „kognitive, gefühlsmäßige und verhaltensmäßige Bindung an die geliebte Person“²⁵⁰ auszeichnet.

²⁴⁶ Der Begriff 'Romantische Beziehungen' soll im Folgenden als begrifflich weitgehend synonym mit Paar- oder Liebesbeziehungen verstanden werden.

²⁴⁷ Döring (2000b; 39).

²⁴⁸ Vgl. Bierhoff/Grau (1999; 6 ff.).

²⁴⁹ Bierhoff/Grau (1999; 8).

²⁵⁰ Ebd.

Dieser Punkt ist nach *Sternberg (1986)* kein zwingend notwendiger Aspekt von romantischen Beziehungen, *Bierhoff/Grau (1999)* betonen jedoch, dass im Allgemeinen mehr Intimität auch mit mehr Bindung zusammenfällt.²⁵¹ Die traditionelle, langfristige Form der Bindung ist die Ehe, welche jedoch in unserer heutigen Gesellschaft im Vergleich zu vormodernen Gesellschaften an Bedeutung verloren hat. Zwar ist sie noch immer für viele Menschen ein durchaus erstrebenswertes Lebensziel, jedoch stehen langfristige nicht-eheliche Partnerschaften mittlerweile gleichwertig neben ihr. Besonders wichtig für eine langfristige Bindung ist ein gemeinsames Wert- und Rollenverständnis, welches die Partner von vorneherein mitbringen oder in der Beziehung gemeinsam entwickeln.²⁵²

Es ist davon auszugehen, dass die beschriebenen Merkmale romantischer Beziehungen nicht auf RL-Beziehungen beschränkt sind, sondern auch auf die sog. 'Cyberromane' (auch Cyberbeziehungen, Online-Beziehungen o.ä. genannt) anwendbar sind. Leidenschaft kann im Netz z.B. durch Cybersex²⁵³ ausgelebt werden. Im privaten Chat etwa kann durch Worte durchaus physiologische Erregung entstehen. Einwände, dass hier keine körperlichen Berührungen stattfinden, sind sicherlich berechtigt, doch dieser Umstand allein zieht nicht automatisch ein Defizit nach sich. Es geht auch nicht darum, „echte“ Körperlichkeit vollständig zu ersetzen, sondern um eine spezifische Art, Erotik zu erleben.²⁵⁴ Die Distanz zum Partner und die Beschränkung auf den visuellen Kanal bzw. die Beschränkung auf schriftliche Kommunikation kann hier einen besonderen Reiz ausmachen, der ggfs. einen Vorstellungsraum öffnet und durch die Anonymität ermuntert, sich eher zu öffnen und Phantasien auszuleben. Wie lebendig Netznutzer ihre virtuellen Handlungen erleben,

„hängt von der Bereitschaft und Fähigkeit der Beteiligten ab, ihr Verlangen zu verbalisieren und sich aufeinander einzustellen. Vielen Erfahrungsberichten ist zu entnehmen, dass virtueller Körperkontakt via Chat durchaus als sehr unmittelbar und befriedigend erlebt werden kann [...].“²⁵⁵

Verbindlichkeit kann im Netz z.B. durch Zuverlässigkeit realisiert werden: man hält Verabredungen, zu bestimmten Zeiten zu kommunizieren, ein, und man antwortet auf jede Nachricht des Partners. Das Austauschen von Telefonnummern kann Verbindlichkeit intensivieren, denn so kann in dringenden Fällen der Partner direkt angesprochen werden (z.B. bei technischen Schwierigkeiten), überdies ist damit auch die Identität des

²⁵¹ Bierhoff/Grau (1999; 8).

²⁵² Vgl. ebd.; 6 ff.

²⁵³ Vgl. z.B. Döring, Nicola (2004): Per Tastatur zum Orgasmus. In: *Psychologie heute*, 6/2004, S. 44 ff.

²⁵⁴ Ähnlich und schon länger bekannt ist z.B. das Phänomen „Telefonsex“.

²⁵⁵ Döring (2000b; 60 f.). Döring weist jedoch darauf hin, dass eine Cyberromanz mit einer großen Intensität auch auf sexueller Ebene schneller „ausbrennen“ kann, sie zitiert hier folgenden Erfahrungsbericht: „Cybersex ist, trotz allem, eine recht armselige Angelegenheit. Die Worte beginnen sich abzunützen, auch wenn man sich Mühe gibt, neue Formulierungen zu finden, neue Wege zu gehen, den Reiz zu verschieben, zu verändern, zu verfremden. Worte verbrauchen sich - so sehr man sich auch dagegen wehrt. Wie viele verbale Ausdrücke gibt es für den Liebesakt? [...]“ (Ebd.; 61).

Anderen überprüfbar.²⁵⁶ Verbindlichkeit kann auch demonstriert werden, indem man den Anderen im öffentlichen Chat bevorzugt behandelt und die Zusammengehörigkeit verbal demonstriert.²⁵⁷ Die in diesem Zusammenhang wichtigen Rollen- und Beziehungsvorstellungen können ebenfalls per Netzkommunikation ausgehandelt werden.

Intimität ist in Cyberromanzen besonders stark ausgeprägt.²⁵⁸ Vielfach wird im Netz beschrieben, dass sich Intimität als vertrautes Gefühl und Geborgenheit sogar oftmals recht schnell entwickelt, vor allem, wenn man bedenkt, dass computervermittelte Kommunikation wesentlich durch Anonymität bestimmt ist. Immer wieder kann man im Netz Erfahrungsberichte von Usern lesen, die glauben, hier ihren „Seelenverwandten“ gefunden zu haben:²⁵⁹

„Frenchie“:

Ich selbst habe vor Jahren 'mal jemanden per Internet kennengelernt und nur per email kommuniziert. Wir haben dabei eine gemeinsame Wellenlänge festgestellt, und sind uns erschreckend Nah gekommen, ich meine, erschreckend, weil wir glaubten, den anderen zu kennen ohne ihn jemals gesehen (nicht einmal ein Bild) zu haben.

„Marinella“:

Danke für eure Ansichten und Tipps! Das verwirrende dran war eben das, dass ich von Anfang an eine sehr starke Übereinstimmung, sowas wie Wesensverwandtschaft gespürt habe. Ja, schon seltsam, ich hatte wirklich das Gefühl, daraus könnte was werden.

„Morgenthau“:

Dann schlug das Schicksal zu: Ich habe über booklooker bei einem privaten Anbieter ein Buch gekauft und vergessen zu bezahlen. Daraus entspann sich dann ein erst fetziger und dann immer lebenswürdiger werdender mail-Kontakt! Wir haben weder miteinander geschattet noch telefoniert, der erste Gedankenaustausch lief nur über mail! Drei Monate lang! Dann erst das erste Telefongespräch! Das war so eine intensiv gelebte Zeit! [...] Wir sind zwei verwandte Seelen!

Was ist Intimität und wie kann sie im Netz entstehen? Wie ist es möglich, eine Vertrautheit gegenüber jemandem zu spüren, den man noch nie oder nur selten face-to-face getroffen hat? Um Kennzeichen und Entstehungsbedingungen von Intimität genauer zu umreißen, soll zunächst in einem historischen Exkurs der Wandel im Verständnis von Liebe und Partnerschaft aufgezeigt werden. Auf diesem Hintergrund wird dann untersucht werden, wie und warum sich im Netz Vertrautheit so schnell entwickeln kann.

²⁵⁶ Vgl. Döring (1999; 352).

²⁵⁷ Vgl. ebd.

²⁵⁸ Vgl. Döring (2000b; 60).

²⁵⁹ Erfahrungsberichte entnommen von www.brigitte.de/forum, Unterforum „Liebe und Persönlichkeit“, Bereich „Kennen lernen“, Datum: 10.01.2005.

5.1 Historischer Exkurs

Auf dem Weg in die Moderne haben die Lebens- und damit auch die Liebes- und Beziehungsbedingungen einen grundlegenden Wandel erfahren. Die Auflösung der alten und Entstehung der modernen Welt findet ihren Ausgangspunkt in der sog. „Sattelzeit“²⁶⁰, der Zeit von 1750 bis 1850, in der klassische Topoi einen tiefgreifenden Bedeutungswandel erfahren und eine Fülle neuer Worte und Wortbedeutungen auftaucht.²⁶¹ In seinen Untersuchungen zur „Liebe als Passion“ charakterisiert *Luhmann* (1994) Liebe und Intimität anhand einer Analyse der Liebessemantik im Wandel der Zeit. Liebe wird hier also nicht als Gefühl behandelt, sondern vornehmlich als

„Kommunikationscode, nach dessen Regeln man Gefühle ausdrücken, bilden, simulieren, anderen unterstellen, leugnen und sich mit all dem auf die Konsequenzen einstellen kann, die es hat, wenn entsprechende Kommunikation realisiert wird.“²⁶²

Liebe ist, wie andere symbolisch generalisierte Kommunikationsmedien auch, als Kommunikationsanweisung aufzufassen; sie stellt also ein Verhaltensmodell dar, gemäß dem entsprechende Gefühle gebildet und kommuniziert werden. Für die zunehmende Ausdifferenzierung von Intimbeziehungen postuliert *Luhmann* eine Entwicklung von der mittelalterlichen höfischen „Idealisierung“ über die „amour passion“ (zweite Hälfte 17. Jhd.) und „romantische Liebe“ (um 1800) bis zu einem modernen „Liebscode“.²⁶³

Vor dem 17. Jhd. war der Code der Liebe durch Idealisierung (höfische Liebe) geprägt, durch die Perfektionsidee einer „großen Liebe, die einer und nur einer Frau gilt, deren Gunst man sich verdienen muss“, die aber im höfischen Liebesideal stets unerreichbar bleibt.²⁶⁴ Ab Mitte des 17. Jhds. verschiebt sich der Fokus von der Unerreichbarkeit der Geliebten hin zur „letzten Gunst“ und in ihrem Aufschub. Beide (verheiratete) Partner haben die Freiheit, sich auf eine (außereheliche) Liebesbeziehung einzulassen oder auch nicht, die „Unerreichbarkeit der Frau [wird] in die Entscheidung der Frau selbst verlagert.“²⁶⁵ Die Liebessemantik wird nun durch „Passion“ bestimmt, die impliziert, dass sich Liebe außerhalb des Bereichs rationaler Kontrolle befindet.

²⁶⁰ Begriff von Kosselleck (1972), zitiert in: Jäger/Plum (1988; 23). Ich beschränke mich in meinen Ausführungen zu historischen Aspekten von Liebe und Partnerschaft auf ebendiese Zeit. Natürlich haben sich die Vorstellungen, was Liebe ist und wie sie gelebt werden soll, auch nach der Sattelzeit noch verändert, jedoch nicht in so radikalem Maße. Zudem wären weiterführende Ausführungen eher Gegenstand einer sozio-historischen Untersuchung und würden damit den Rahmen dieser Arbeit sprengen.

²⁶¹ Jäger/Plum (1988; 23).

²⁶² Luhmann (1994; 23).

²⁶³ Ebd.; 50. Im Zusammenhang mit Luhmanns Betrachtungen zur Liebessemantik gilt es stets zu bedenken, dass er sich auf hauptsächlich Romanliteratur und die darin propagierten Ideale und Leitsätze stützt

²⁶⁴ Ebd.; 52.

²⁶⁵ Ebd.; 59.

Zudem werden nun, anders als im Mittelalter, Mühe, Sorgen und Schmerz in die Liebe miteinbezogen und negative Seiten der Liebe und des Partners gesehen, ja sogar genossen. Vorstellungen wie 'erobernde Selbstunterwerfung', 'gewünschtes Leiden' oder 'süßes Martyrium' verweisen auf eine Paradoxierung des Codes.

Diese Vorstellung wandelt sich im 18. Jhd. zunehmend. Es gilt nun, Leidenschaft abzuwehren, stets das rechte Maß zu halten und vernünftig, und dass heißt nun vor allem: tugendhaft, zu handeln. Daraus soll jedoch keine Gefühllosigkeit resultieren, im Gegenteil, in der Zeit der Empfindsamkeit wird dem Gefühl große Bedeutung beigemessen - es wird jetzt, so *Luhmann (1994)*, als „*urteilsfähig in bezug auf sich selbst*“ begriffen und damit auch als urteilsfähig in bezug auf die Liebe.“²⁶⁶ Im Gegensatz zur Leidenschaft (*amour passion*) und dem damit einhergehenden Kontrollverlust meint Gefühl hier allerdings „moralisches“ Gefühl: Pflichtbewusstsein, Menschenliebe, Mitleid, Rührung, Freude, Trauer, Zärtlichkeit etc.²⁶⁷ Das Bürgertum setzte so bewusst ein Gegengewicht zur sexuellen Libertinage des Adels, wo außereheliche „galante Passionen“ als angenehmer Zeitvertreib und amüsantes Gesellschaftsspiel sowohl für (verheiratete) Frauen als auch für Männer gleichermaßen Gang und Gäbe waren.²⁶⁸

Der Mensch war bis dahin als Einzelwesen nur insofern von Bedeutung, als dass er seine Aufgabe innerhalb der Gesellschaft zu erfüllen und sich gemäß seines Standes innerhalb einer festgelegten Ordnung angemessen zu verhalten hatte. Im Gegensatz dazu verschiebt sich Mitte des 18. Jhds. die Perspektive hin auf den Menschen als entwicklungsfähige²⁶⁹ Persönlichkeit, bestimmt durch individuelle Merkmale, individuelle Verhaltensweisen und auch individuelle Lebensentwürfe. So kann sich auch die Liebe nun auf den Anderen richten als auf ein „Weltverhältnis eigener Prägung, auf ein einzigartiges Individuum und deshalb auf eine einzigartig gesehene Welt“.²⁷⁰ Liebe findet nun ihren Grund nicht mehr nur in den Qualitäten des Anderen, sondern ihren Grund in sich selbst. Versuche, die Liebe als „innige Freundschaft“ zu beschreiben, scheitern; Sexualität in der Ehe wird nun in die Liebessemantik einbezogen. Die neue Einheitsformel für Liebe, Sexualität und Ehe wird in der Selbstverwirklichung und der Orientierung an der Individualität des Partners gefunden. Individualität wird in der „Konkretheit und Einzigartigkeit des Individuums zum universalistischen Prinzip erklärt“²⁷¹, was eine sinnliche Ebene der ehelichen Beziehung einschließt.

²⁶⁶ Luhmann (1994; 134).

²⁶⁷ Vgl. z.B. Stollberg-Rillinger (2000; 157).

²⁶⁸ Vgl. Ebd.; 154.

²⁶⁹ Entwicklungsfähig und daher auch erziehbar! Hier sei etwa an die Vorstellung Rousseaus erinnert, dass der Mensch von Natur aus gut sei, jedoch durch die Gesellschaft verdorben werde, weswegen der größte Wert auf die Erziehung zu legen sei (wenngleich dies bei Rousseau hieß, dass der junge Mensch von allen schädigenden Einflüssen fernzuhalten sei). Vgl. Störig (1990; 379).

²⁷⁰ Luhmann (1994; 135).

²⁷¹ Ebd.; 167.

Die Liebe selbst gilt nun, „sofern sie die Einheit einer Zweierbeziehung zu sein beansprucht“²⁷², als ideal und zugleich paradox. Es entsteht eine neue, wie *Luhmann (1994)* sagt, typisch romantische Paradoxie: „die Erfahrung der *Steigerung* des Sehens, Erlebens, Genießens *durch Distanz*.“²⁷³ Sich selbst als Individuum zu reflektieren und sich *zugleich* für den Partner zu engagieren ist im unmittelbaren Genuss nur schwer möglich, so dass das Glück in der Hoffnung und in der Ferne, also in der Sehnsucht, gesehen wird. Den Fortschritt im Prozess der Liebe muss man allerdings nun ebenso suchen wie fürchten, da die Gefahr besteht, die Einheit von Selbstreflexion und Engagement bei konkreter Erfüllung der Sehnsucht nicht aufrechterhalten zu können.²⁷⁴ Neu ist neben der Einbeziehung der Individualität in die Liebessemantik auch die Aussicht auf Dauer der Liebe, und zwar in der Ehe. Liebe gilt nun als legitimer Grund, eine Ehe einzugehen, wobei bei deren Entstehung anders als früher der „Startmechanismus Zufall“ als konstitutives Element in Betracht gezogen wird. Anstelle der vernünftigen Überlegungen und der galanten Kunstfertigkeit setzt man nun den Zufall als Schicksal oder auch als Freiheit der Wahl. *Luhmann* vermutet, dass dies eine „Ausdehnung des Code auf alle Schichten der Gesellschaft vorbereitet.“²⁷⁵

Die Entstehung einer Sprache der Gefühle ist, so *Jäger/Plum (1988)* im Rekurs auf *Luhmann*, als Kompensationsbewegung zu verstehen: der Einzelne gleicht so den Abbau traditionaler Verhaltensformen und die damit einhergehende „soziale Ortlosigkeit“²⁷⁶ aus, indem er (auch sprachlich) eine intime Nahwelt aufbaut. Die moderne Gefühlssprache ist demnach als eine Sprache zu verstehen,

„die sich in einem nicht mehr stratifikatorisch bestimmten Raum sozialer Intimität unter der Bedingung der Je-Einzigartigkeit der kommunizierenden Individuen entfaltet.“²⁷⁷

Gefühle sind also keine (sowohl zeitlich als auch räumlich) universal gültigen Regungen, sondern „Ergebnisse sozialer Beziehungen.“²⁷⁸

²⁷² Luhmann (1994; 172).

²⁷³ Ebd.

²⁷⁴ Ebd.

²⁷⁵ Ebd.; 181.

²⁷⁶ Zum Begriff der sozialen Ortlosigkeit vgl. auch Luhmann (1994; 16 f.).

²⁷⁷ Jäger/Plum (1988; 25).

²⁷⁸ Kemper (1981), zitiert in Jäger/Plum (1988; 29).

5.2 Sind moderne Gesellschaften unpersönlich und defizitär?

Modernen Gesellschaften wird, vor allem im Vergleich zu vormodernen Gesellschaften, gerne Unpersönlichkeit und soziale Beziehungslosigkeit unterstellt. Die Massengesellschaft sei von Einsamkeit und gegenseitigem Desinteresse geprägt, so die vielzitierte Behauptung. Dementsprechend wird bemängelt, dass Nachbarschaft lediglich noch aus räumlicher Nähe bestehe, nicht aber aus sozialen Bindungen. Überhaupt seien Beziehungen, so oftmals der Vorwurf, in modernen Gesellschaften nur durch geringe Verpflichtung charakterisiert, ja sogar als austauschbar anzusehen.²⁷⁹

Mitglieder vormoderner Gesellschaften waren demgegenüber in ein enges Netz von Sozialbeziehungen eingebettet, Hierarchien und Handlungsmuster waren vorgegeben. Somit waren Lebensentwürfe und individuelle Zukunft vorhersehbarer und damit auch, im Gegensatz zu modernen Gesellschaften, explizit planbar. Aus einer solchen Perspektive heraus können die sozialen Beziehungen vormoderner Gesellschaften durchaus persönlicher erscheinen, oft ist in dem Zusammenhang dann auch von der „guten alten Zeit“ die Rede. *Sander (1998)* weist jedoch darauf hin, dass die Bezeichnung „persönlich“ zur Charakterisierung der Beziehungsstrukturen vormoderner Gesellschaften unangemessen sei, da „persönlich“ eine gewollte und (zumindest teilweise) freie Entscheidungsmöglichkeit impliziere. Genau dies ist aber in vormodernen Gesellschaften nicht gegeben, denn diese

„lassen [...] gerade die Wahl zwischen persönlichen und unpersönlichen Beziehungen zu andern Menschen nur sehr eingeschränkt zu, da sie ihre Mitglieder fest in eine vorgegebene Grammatik des Sozialen einbinden und die Beziehungen nicht disponibel, sondern inhaltlich konkret fassen.“²⁸⁰

Nachbarschaftsbeziehungen wurden aufgrund der weitgehenden Immobilität nicht frei gewählt, durch die Härte der Lebensbedingungen war man außerdem auf gegenseitige Hilfeleistungen angewiesen. Traditionelle Familien-, Nachbarschafts- und Arbeitsplatzbeziehungen waren damit durch einen „großen Zwang zur wechselseitigen Koordination und Einpassung in vorgegebene Handlungsschemata“²⁸¹ gekennzeichnet, welche Intimität, Nähe oder Variabilität nur sehr eingeschränkt zulassen. Persönliche Beziehungen zu Anderen sind erst dann möglich, wenn sie, so *Sander*, frei gewählt werden können und wenn Gesellschaften - scheinbar paradox - einen hinreichenden Grad an Unpersönlichkeit bzw. Anonymität erreicht haben.²⁸²

²⁷⁹ Vgl. *Sander (1998; 182 f.)*

²⁸⁰ Ebd.; 183.

²⁸¹ Ebd.; 186.

²⁸² Vgl. ebd.; 186.

Daher macht auch vor diesem Hintergrund der Begriff der Intimität überhaupt erst einen Sinn und gewinnt an Kontur:

„Sie [die Intimität, A.K.] zeichnet dann soziale Beziehungen als besonders aus vor dem Normalfall funktionsorientierter unpersönlicher Beziehungen. So gesehen haben wir es mit dem nur scheinbaren Paradoxon zu tun, daß erst Gesellschaften mit einem hohen Grad an Anonymität und Beziehungslosigkeit auch vermehrt intime (d.h. enge, gewollte und emotional aufgeladene) Sozialbeziehungen und persönliche Kommunikation zulassen.“²⁸³

Das Gros der alltäglichen Kommunikation in modernen Gesellschaften findet in unpersönlichen Beziehungen mit fremden Personen statt. Obwohl die jeweils aktuelle Kommunikation lediglich auf situativer Gemeinsamkeit beruht und nicht auf persönliche Beziehung zurückgreifen kann, gelingt sie meist ganz selbstverständlich. Die Möglichkeit, persönliche bzw. intime Beziehungen einzugehen, ist größtenteils durch die destandardisierten Sozialbeziehungen gegeben, also auch dadurch, dass Lebensentwürfe nicht mehr vorgegeben sind bzw. eine Nicht-Einhaltung festgelegter Beziehungsschemata nicht mehr sozial sanktioniert wird. Einzelbeziehungen können vor dem Hintergrund einer anonymen Massengesellschaft eine Intensivierung erfahren, wie sie in vormodernen Gesellschaften weitgehend unbekannt war.²⁸⁴ Intime Beziehungen können auch deshalb aufgebaut werden, gerade weil Bindungen generell unverbindlicher geworden sind, denn:

„Unpersönliche Kommunikationsstrukturen verzeihen die Ausnahme intensiver Beziehungen, da diese nicht als Zurücksetzung dritter Beziehungen oder als Verstoß gegen gesellschaftliche Konventionen interpretiert werden.“²⁸⁵

Es wird deutlich, dass wir, gesamtgesellschaftlich gesehen, auf Distanz, auf Unverbindlichkeit angewiesen sind, um im Kleinen, Privaten intime Beziehungen und Nähe überhaupt erst aufbauen zu können. Zudem verdeutlichen *Sanders* Ausführungen auch, dass soziale Beziehungen vormoderner Gesellschaften nicht als Ideal für eine Massengesellschaft fungieren können, sodass ein Vergleich beider Gesellschaftsformen ins Leere läuft.

Zusammenfassend kann man also sagen, dass sich unser modernes Liebes- und Beziehungsverständnis vor allem durch freie Wählbarkeit von persönlichen Beziehungen vor dem Hintergrund einer relativ unpersönlichen Gesellschaft auszeichnet. Die Ehe und nicht-eheliche Lebensgemeinschaften stehen nahezu gleichwertig nebeneinander, der wichtigste Grund, eine feste Partnerschaft einzugehen, ist die Liebe.

²⁸³ Sander (1998; 184).

²⁸⁴ Vgl. ebd.; 188.

²⁸⁵ Ebd.

In den Vorstellungen darüber, als was Liebe aufzufassen sei, finden sich auch heute noch einige der Aspekte, die über die Jahrhunderte entwickelt wurden.²⁸⁶ Beispielsweise wird die Liebe oft als „bittersüß“ beschrieben (Paradox), es wird individuelle Selbstverwirklichung in ihr und durch sie gesucht, eine Liebesbeziehung soll sich sowohl durch innige Freundschaft als auch durch (sexuelle) Leidenschaft auszeichnen (für manche wiederum ein Paradox). Auch heute idealisieren viele Menschen ihren Beziehungspartner, zumeist am Anfang der Beziehung, was jedoch später auch in Abneigung umschlagen kann, so dass die Partnerschaft wieder gelöst wird. Trennungen bzw. Scheidungen sind, und dies ist eine relativ neue Entwicklung, kein soziales Stigma mehr. Jedoch, und darauf weist auch *Luhmann (1994)* hin, resultiert daraus auch, dass Ehen bzw. verbindliche Partnerschaften, im Vergleich zu früher instabiler sind. Nicht das 'Ideal' oder das 'Paradox' sind heute die Themen, die den Liebescode konstituieren, sondern das Problem, einen Partner für eine Intimbeziehung zu finden und zu binden.²⁸⁷ Problemorientierung ist demnach die Form des Liebescodes, die für unsere Gesellschaft bezeichnend ist.

5.3 Intimität als Vertrautheit

Im Gegensatz zum Alltagsverständnis, in dem der Begriff 'Intimität' häufig rein sexuell konnotiert ist, soll für die vorliegende Arbeit ein Verständnis von 'Intimität' im Sinne von 'Vertrautheit' zugrunde gelegt werden. Intimität ist, gemäß *Sternbergs (1986)* Dreieckstheorie der Liebe²⁸⁸, ein wesentlicher Bestandteil von Liebesbeziehungen, der zwar zu sexueller Leidenschaft führen oder auch aus ihr resultieren kann, nicht aber mit ihr gleichzusetzen ist.

Nach *Achterberg (1989)* ist Intimität als Prozess zu verstehen, also als etwas, das „gemeinsam hergestellt werden muß“.²⁸⁹ *Levold (1998)* konstatiert, dass 'Intimität' zweierlei markiere: erstens eine Qualität, nämlich Nähe bzw. Tiefe und zweitens eine Grenze, „nämlich die zwischen innen und außen, Nähe und Ferne, Tiefe und Oberfläche“.²⁹⁰ Dies impliziert eine räumliche Dimension von Intimität, Intimität kann somit auch als Intimsphäre verstanden werden, innerhalb derer sich eine Beziehung durch gesteigerte Intensität auszeichnet. Raum ist hier m.E. jedoch nicht auf das „Materielle“ beschränkt, sondern vielmehr in dem Sinne zu verstehen, wie ich ihn oben im Zusammenhang mit virtuellem Raum erörtert habe: als sozialer Kommunikationsraum.

²⁸⁶ Natürlich auf Basis des heutigen modernen gesellschaftlichen Kontextes und der individuellen Gegebenheiten, die sich an diesem Kontext orientieren.

²⁸⁷ Vgl. *Luhmann (1994; 197)*.

²⁸⁸ Nach *Bierhoff/Grau (1999)*, s.o.

²⁸⁹ *Achterberg (1989; 321)*.

²⁹⁰ *Levold (1998; 38)*. *Levold* geht vom lateinischen Ursprung 'Intimus' als Steigerungsform von 'interior' mit den Bedeutungen a) der tiefste, innerste, wirksamste, b) der vertrauteste, engbefreundet, c) am tiefsten gehend, tief eindringend aus.

Die „örtliche“ Nähe oder Ferne kann dementsprechend nicht als Kriterium für die Intensität von Intimität angesehen werden: wie beispielsweise aus einem Zusammenwohnen nicht zwangsläufig intensive Intimität folgt, so muss auch aus einer räumlichen Trennung nicht zwangsläufig eine weniger Intimität resultieren. Auch wenn räumliche Nähe Intimität fördern kann, vor allem durch gemeinsam verbrachte Zeit, so ist die Stärke des Gefühls gleichwohl nicht linear davon abhängig.²⁹¹

Amelang (1991) konstatiert, dass sich Vertrautheit (intimacy) sowohl auf Gefühle der Nähe und Verbundenheit als auch auf Kommunikation, Vertrauen und Selbstöffnung bezieht.²⁹² Vertrauen bzw. Vertrautheit entsteht dann, wenn Verhaltensweisen wie Zuverlässigkeit, Zuneigung, Aufrichtigkeit, Zuhören, Respekt, Hilfsbereitschaft und Sorge um das Wohlergehen des Anderen gezeigt werden.²⁹³ Ist die Interaktion dadurch gekennzeichnet, dass einige oder alle Eigenschaften von beiden Interaktionspartnern kommuniziert werden, so wird sich vermutlich schnell das Gefühl einstellen, dass das Interesse an der Beziehung eben nicht nur einseitig bei einer Person vorliegt, sondern durch Gegenseitigkeit bestimmt ist. Dies verstärkt wiederum das Vertrauen.

Vertrautheit kann im Netz, ähnlich wie im realen Leben, durch vertrauenbildendes Verhalten entstehen. Zuverlässigkeit zeigt sich dann beispielsweise im Einhalten von Chat-Verabredungen oder im regelmäßigen Mailen. Zuhören kann sich dadurch ausdrücken, dass man, beispielsweise wenn im Chat eine „Pause“ entsteht oder der Andere viel Text übermittelt, nicht ungeduldig wird und den Anderen „ausreden“ lässt. Hilfsbereitschaft und Sorgen um das Wohlergehen des Anderen kann durch explizite Hilfsangebote, durch ausführliche Mails im Zusammenhang mit einem Problem des Anderen oder auch durch Nachfragen ausgedrückt werden. Auch Aufrichtigkeit und Respekt sind durchaus per Text kommunizierbar. *Sander (1998)* weist zudem darauf hin, dass Mediatisierung und Distanz generell in intimen Beziehungen eine große Rolle spielen, oftmals können in Briefen oder Telefonaten Dinge angesprochen werden, die im direkten Gespräch aus Scham oder aufgrund von Erwartungsdruck ggfs. nicht mitteilbar sind.²⁹⁴

„Intimität braucht Befreiung von umgebender Lebenspraxis, braucht Ausnahmesituationen, braucht den Luxus der Exklusivität. Anonymität markiert nicht ihren Widerpart, sondern ermöglicht vielmehr soziale Nähe.“²⁹⁵

²⁹¹ Sonst wären ja beispielsweise auch Wochenendbeziehungen von vorneherein zum Scheitern verurteilt, wohingegen zwei Menschen, die zusammen wohnen und den ganzen Tag zuhause verbringen, automatisch eine gute Beziehung haben müssten; was definitiv nicht automatisch der Fall ist.

²⁹² Vgl. *Amelang (1991; 209)*.

²⁹³ Vgl. ebd.; 186. *Amelang* bezieht sich hier auf *Tesch (1985)*.

²⁹⁴ Vgl. *Sander (1998; 268)*.

²⁹⁵ Ebd.

Dies erinnert auch an die typisch romantische Paradoxie der Steigerung des Empfindens durch Distanz (s.o.).

Vertrauen entsteht auch, wenn wir jemanden für glaubwürdig halten. Zwar kann man sich aufgrund der Anonymität im Netz der „Echtheit der Darstellung“ nie völlig sicher sein. Dennoch stellt beispielsweise *Gebhardt (2001)* im Rahmen von Interviews mit routinierten Chattern fest, dass die meisten der von ihm befragten Personen die Ansicht vertraten, dass ihre Gesprächspartner in der Regel ehrlich seien.²⁹⁶ Zudem resultiert, wie bereits gezeigt wurde, aus fehlenden sozialen Hinweisreizen nicht zwangsläufig weniger Glaubwürdigkeit. Wie *Döring (2000a)* feststellt, macht man sich meist ein positives Bild von seinem Kommunikationspartner, wenn man annimmt, dass man über einen längeren Zeitraum computervermittelt miteinander kommunizieren wird, denn ein freundlicher und attraktiver Kommunikationspartner erhöht das Vergnügen bei der Kommunikation.²⁹⁷ Zu einem positiven Bild kann auch Glaubwürdigkeit gezählt werden. Obwohl aus der Anonymität der computervermittelten Kommunikation Unsicherheiten resultieren können, ist es außerdem m.E. nicht unwahrscheinlich, dass eben aufgrund der Anonymität eine Art „Vertrauensvorschuss“ gegeben wird, da man die Kommunikation jederzeit ohne Sanktionen abbrechen kann.

Es wird deutlich, dass Vertrautheit in einem sozialen Kommunikationsraum durch *Kommunikation* entsteht. Kommunikation im Netz ist genuin schriftlich, aller Austausch erfolgt textbasiert. Der nach wie vor beliebteste Dienst im Netz ist die E-Mail.²⁹⁸ Ist der „elektronische Brief“ mit dem herkömmlichen Brief vergleichbar? Welche Funktionen nahm und nimmt das Briefeschreiben ein? Erlebt der herkömmliche Brief, dessen Ende in unserer Zeit vielfach schon beschworen wurde, ein „Comeback“ in neuer Form?

5.4 Renaissance des (Briefe)Schreibens?

Seit Erfindung der Schrift nutzen Menschen die zeitentgrenzte Kommunikation in Form von Briefen, wenn zeitliche und räumliche Distanzen überbrückt werden sollten.²⁹⁹ Als „Jahrhundert des Briefes“³⁰⁰ und Blütezeit der deutschen Briefkultur gilt das 18. Jhd. Leitbegriffe dieser Zeit sind Natur und alles Natürliche, die Natürlichkeit des Stils macht dabei die Annäherung des Schriftlichen an die Rede aus. Von maßgebendem

²⁹⁶ Vgl. Gebhardt (2001; o.S.). Um hier eine allgemeingültige Aussage ableiten zu können, wäre allerdings eine breiter angelegte Studie vonnöten.

²⁹⁷ Vgl. Döring (2000a; 368), s.o.

²⁹⁸ Vgl. Anhang (Statistisches).

²⁹⁹ Für eine Übersicht über die Geschichte des Briefes vgl. Faulstich, Werner (1997): *Das Medium als Kult. Die Geschichte der Medien*, Bd. 1. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

³⁰⁰ Hess-Lüttich (1997; 229).

Einfluss³⁰¹ waren die Werke *Gellerts*³⁰², der sich an praktischen Bedürfnissen der Rede und des Lebens orientiert und den spontanen Stil propagierte.

³⁰¹Einfluss vor allem natürlich auf die deutsche Briefkultur. An diesem Beispiel lässt sich jedoch der „Geist der Zeit“ gut verdeutlichen, der auch in Frankreich in ähnlicher Form vorhanden war.

³⁰²Gedanken von einem guten deutschen Briefe, Leipzig 1742; Praktische Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen, Leipzig 1751.

Der Stil hatte sich nicht nach starren Regeln zu richten, sondern aus der Situation heraus sollten neue Wendungen gefunden und erfunden werden. Ein guter Brief zeichnet sich nach Gellert durch eine „Nachahmung des Gesprächs“ aus.³⁰³ Im 18. Jhd. erwachte ein starkes Bedürfnis, seine eigenen Beobachtungen mitzuteilen und sich über Themen auszutauschen, die vordem keine Beachtung fanden, wie z.B. Haus- und Herzensangelegenheiten.³⁰⁴ In der Zeit der Empfindsamkeit herrschte ein

„Belauschen der innerseelischen Regungen und Stimmungen, ein Streben nach Besinnung, Gefühl und Reflexion [..] vor, was ein geradezu inflationäres Aufkommen von Briefen, Briefwechseln ('Seelenbesuche') und Tagebuchaufzeichnungen in den Epochenströmungen des Sturm und Drangs, der Aufklärung, der Klassik und der Romantik zur Folge hatte.“³⁰⁵

Briefe dienten zudem nicht nur dem Austausch, sondern hatten oftmals auch didaktische Funktion.³⁰⁶ Neben dem Lehren und Lernen spielte die „Erweiterung der Existenz“ durch Briefe eine große Rolle. Im Salon wurden Briefe vorgelesen, welche wiederum Anlass zu gebildeten Gesprächen gaben. Da die Menschen, und besonders Frauen, damals in hohem Maße an ihre unmittelbare Umgebung gebunden waren, dienten Briefe auch dazu, sich eine neue Welt zu erschließen:

„Der Brief eines abwesenden Freundes war der willkommene Anlaß, in der Phantasie eine Weiträumigkeit der Existenz zu genießen, die sonst im Haus nicht möglich war. Was der Bürger Bildung nannte, übte die Beweglichkeit des Kopfes, nicht des Körpers.“³⁰⁷

Im Sturm und Drang³⁰⁸ sollte der Brief nicht nur Ausdruck des Erlebens sondern zugleich das Erleben selbst sein. Dazu *Nickisch (1991)*: „Der Ausdruck des Ichs, des Selbst war alles – Regel und überkommene Form galten nichts“³⁰⁹. Der Brief war dabei nicht nur auf ein Gegenüber gerichtet, sondern diente im gleichen Maße der Selbstreflexion. Begünstigt wurde die Entwicklung des deutschen Privatbriefs durch die damaligen politischen Gegebenheiten. Durch die Vielstaaterei gab es kein geistig-kulturelles Zentrum, sondern mehrere kleinere Kulturzentren, wie z.B. München, Stuttgart, Jena, Weimar und Dresden. Da das Reisen äußerst strapaziös war, musste sich die geistig führende Gesellschaftsschicht brieflicher Korrespondenz bedienen, um in Kontakt zu bleiben.

³⁰³ Schlaffer (1996; 36).

³⁰⁴ „[Die] beherrschenden Themen der freundschaftlich-empfindsamen Briefwechsel [waren] Freundschaft, Liebe, Herzensangelegenheiten, Fragen des Geistes, der Bildung, der Philosophie und der Erziehung.“ (Nickisch 1991; 45).

³⁰⁵ Voland (2001; o.S.).

³⁰⁶ Vgl. Schlaffer (1996; 38).

³⁰⁷ Ebd.; 40.

³⁰⁸ Vgl. ebd.; 50.

³⁰⁹ Ebd.; 51.

„Um sich von den geistigen Vorgängen, der literarischen Produktion und der Bewußtseinsentwicklung an diesen verschiedenen Orten ein Bild zu machen, um untereinander in eine womöglich wechselseitig befruchtende Beziehung zu treten, um sich miteinander verständigen zu können, war man schon aus äußeren Gründen am meisten auf den Brief und die Post angewiesen [...]“³¹⁰

Im 19. Jahrhundert kamen soziale Probleme in das gesellschaftliche Blickfeld, daher war auch die Beziehung des Individuums zu seiner Umwelt eines der großen Themen der Korrespondenzen. Viele bedeutende Briefschreiber erfuhren eine Verunsicherung und Irritation durch die drängenden sozialen Probleme auf den Gebieten der Kultur und Politik, infolgedessen zogen sich Viele vom gesellschaftlichen Leben zurück. Der Briefwechsel mit Vertrauten bildete dann die gern und viel benutzte Brücke aus der Einsamkeit heraus.³¹¹ Im 20. Jahrhundert vervollkommnet sich die individuelle Prägung der Briefe. Aufgrund der Fülle der Briefwechsel ist es jedoch kaum möglich, eine überschaubare Systematik zu erstellen.³¹² Durch die zunehmende Mobilität und vor allem durch die Etablierung moderner Kommunikationsmedien kann, zumindest quantitativ, raum- und/oder zeitentgrenzter Kontakt zu Beziehungspartnern einfach, schnell und kostengünstig hergestellt werden, was vielfach zu der Annahme veranlasst hat, das Ende des (privaten) Briefes sei bereits eingeläutet.³¹³ *Nikisch (2003)* postuliert jedoch, dass prinzipiell zwischen dem traditionellen Brief und der E-Mail kein Unterschied bestehe.³¹⁴ Da das Internet und mit ihm die E-Mail als beliebtester Online-Dienst inzwischen sehr populär geworden sind, ist der „Brief im neuen Gewand“ in der Tat alles andere als am Ende.

5.4.1 E-Mail

E-Mails, die „elektronischen Briefe“, sind, ähnlich wie *Gellert* es im 18. Jhd. gefordert hatte, oft durch einen eher mündlichen Gestus geprägt - viele Netznutzer schreiben in ihren privaten E-Mails so, wie sie auch sprechen würden.³¹⁵ *Gellerts* Stilideal ist die „dialogische Vergegenwärtigung“³¹⁶, die kognitive Haltung beim Verfassen eines Schriftstücks, die sich in der schriftlichen Mimesis des Gesprächs ausdrückt:

„Der Brief imaginiert und öffnet einen verbalen Raum, in den der abwesende Gesprächspartner eintritt und in dem der Briefschreiber ein lebhaftes Rollenspiel inszeniert.“³¹⁷

³¹⁰ Nikisch (1991; 54). Dies war jedoch allein dem gutsituierten Bürgertum und dem Adel möglich, denn der sogenannte „einfache Mann“ hätte sich schon das teure Porto nicht leisten können.

³¹¹ Ebd. U.a. z.B. die Briefwechsel von Fontane, Büchner, Möricke und Nietzsche.

³¹² Vgl. ebd.; 60. Diese Tendenz zeichnet sich seit der Romantik ab.

³¹³ Dazu Voland (2001, o.S.): „In Anlehnung an Habermas' einflussreiche Studie über den 'Strukturwandel der Öffentlichkeit' (Habermas 1971), sind sich die kulturpessimistischen Brieftheoretiker einig, dass sich der Brief und seine Kultur in den 1970er Jahren historisch erledigt haben, da die bürgerlichen Öffentlichkeit zerfalle. Jedoch wurde der Brief schon oft 'totgesagt', [...] dass man die sprichwörtliche Hoffnung hegen kann, Totgesagte leben länger.“

³¹⁴ Vgl. Nikisch (2003; 72).

³¹⁵ „Konzeptionelle Mündlichkeit“ (s.o.).

³¹⁶ Vgl. Vellusig (2000; 88).

³¹⁷ Ebd.

Beim Schreiben einer E-Mail kann die „dialogische Vergegenwärtigung“ durch Einrücken oder Anfügen des Ursprungstextes oder auch durch das Wissen um eine schnelle Antwort intensiviert werden. *Gellert* propagiert zwar den natürlichen Stil, nicht aber die unreflektierte „Übersetzung“ des Mündlichen ins Schriftliche:

„Wer Briefe schön schreiben will, muß nicht so wohl schreiben, wie ein jeder im gemeinen Leben reden, sondern wie eine Person im Umgange ohne Zwang sprechen würde, welche die Wohlredenheit völlig in ihrer Gewalt hätte, welche schön redete, ohne daß die Ausdrücke sich von den Ausdrücken andrer so weit entfernten, daß der Unterschied dem Ohre gleich merklich würde.“³¹⁸

Vellusig (2000) beschreibt dies gar als eine „Exkommunizierung umgangssprachlicher Redeweisen“ bei *Gellert*.³¹⁹ Dies gilt so nicht für die E-Mail, im Gegenteil wird hier ein umgangssprachlicher Stil geradezu kultiviert. Allerdings ist es für eine optimale Verständigung in der computervermittelten Kommunikation wichtig, Verstehenslücken beim Kommunikationspartner zu antizipieren und seine Ausführungen dementsprechend anzupassen. Eine natürliche und damit unkomplizierte, aber dennoch wohlüberlegte Ausdrucksweise, wie sie *Gellert* gefordert hatte, begünstigt dies.³²⁰ *Nikisch* (2003) postuliert, dass der Austausch von E-Mails eine Fortführung der vormaligen brieflichen Kommunikation sei, denn auch die E-Mail trägt, wie schon der Brief seit Jahrhunderten, dem menschlichen Bedürfnis Rechnung, jemandem, der nicht präsent ist, etwas mitzuteilen.³²¹ Als invariante Kennzeichen des Briefes nennt *Nikisch* sachbezogenes Informieren, partnerbezogenes Appellieren und die Manifestation des Selbst des Schreibenden.³²² Alle drei Elemente sind auch in E-Mails zu finden, vor allem in der privaten Kommunikation; je nach Kontext und Beziehung zum Kommunikationspartner kann sich aber der Schwerpunkt verschieben. Am Anfang des Kennenlernens ist die Kommunikation meist sachlicher, bei Sympathie kann sie jedoch schnell persönlicher und intimer werden. Durch die Schriftlichkeit im Brief wie in der E-Mail kann man sich der anderen, abwesenden Person also annähern, räumliche als auch emotionale Distanz wird damit überbrückbar.

Da sich – so *Wyss* (2003) – der Computer mit Internetanschluss als Medium der Liebeskommunikation bewährt hat, steht dem „Medienwechsel vom handschriftlichen Brief zum E-Mail-Liebesbrief [...] nichts im Weg.“³²³ Auch romantische E-Mails können sehr persönliche Merkmale aufweisen.

³¹⁸ Gellert (1751): „Briefe, nebst einer praktischen Abhandlung von dem guten Geschmacke in Briefen.“ Zitiert in Vellusig (2000; 90).

³¹⁹ Ebd.; 91.

³²⁰ „Man hat mehr Zeit, wenn man schreibt, als wenn man spricht. Man kann also, ohne Gefahr unnatürlich zu werden, etwas sorgfältiger in der Wahl seiner Gedanken und Worte, in der Wendung und Verbindung derselben seyn.“ (Gellert 1751; zitiert in Vellusig 2000; 92).

³²¹ Vgl. Nikisch (2003; 72).

³²² Vgl. ebd.; 63.

³²³ Wyss (2003; 209 f.).

Sie sind zwar nicht handschriftlich verfasst und können auch weder parfümiert noch per Hand geschmückt werden (durch Zeichnungen o.ä.), doch Persönliches kann, außer durch den Inhalt, auch durch Internetcodes und deren Variationen symbolisiert werden, z.B. =) anstatt :-). Außerdem kann man bei einer E-Mail erkennen, um welche Uhrzeit sie abgeschickt wurde. Wenn jemand beispielsweise immer um 22.00 Uhr schlafen geht, an einem Tag aber 0:45 Uhr eine persönliche E-Mail abschickt, kann dies vom Partner als besondere Aufmerksamkeit gedeutet werden („So spät und er/sie denkt noch an mich!“).

Traditionelle Elemente des Briefes wie Gliederung (Anrede, Einleitung, Hauptteil, Gruß) werden in der E-Mail oftmals übernommen, das Fehlen dieser Elemente wird aber im Allgemeinen genauso toleriert (zumindest in der privaten Kommunikation), so dass hier je nach Gusto individuell variiert werden kann. Wyss (2003) stellt fest, dass es bei romantischen E-Mails Texte gibt, die besonders stark vom gängigen Briefschema abweichen und dann eher den Charakter einer Notiz haben oder sogar- bei besonders vertrauten Kommunikationspartnern - „[einem] mit mündlichen Versatzstücken ergänzten Telegrammen ähneln.“³²⁴ Gerade dies stellt eine Neuerung im Vergleich zum traditionellen Liebesbrief, bzw. zur idealtypischen Vorstellung eines traditionellen Liebesbriefs dar: ein Liebesbrief soll, als Codierung der Liebe, besonders schön und sorgfältig geschrieben werden.³²⁵ Nichtsdestotrotz bedeutet dies nicht, dass Liebes-Mails stets kurz sein müssen, es gibt im Gegenteil auch lange, narrative persönliche E-Mails.³²⁶ Die E-Mail erweist sich hier etwas variantenreicher als der „normale“ Brief, denn bei letzterem gilt es als sehr nachlässig und intolerabel, wenn nicht zumindest Anrede und Gruß vorhanden sind.

Schon lange gibt es im realen Leben die Möglichkeit, z.B. durch Zeitungsanzeigen, Brieffreunde zu finden; es gibt Menschen, die sich dann jahrelang schreiben, ohne sich je gesehen zu haben. Diese Möglichkeit wird durch das Internet radikal vereinfacht, da es auf den meisten Kommunikationsplattformen möglich ist, sich E-Mails und/oder private Nachrichten zu schicken. Vor allem in themenspezifischen Netzumgebungen kommt man relativ leicht ins Gespräch, und damit ist der Weg zu einem persönlichen E-Mail-Austausch nicht weit. So kommt es, dass man sich über persönliche Belange unterhält, obwohl man sich noch nie gesehen, oftmals noch nicht einmal Fotos ausgetauscht hat. Geht dieser Austausch in eine romantische Richtung, kann man die verschickten Nachrichten auch als 'Flirt-Mails' bezeichnen.

³²⁴ Wyss (2003; 212). Der Effekt ist ähnlich wie bei der handschriftlichen Kommunikation (s.o.): spannungsvolle Verzögerung, Signal für Aufmerksamkeit und Interesse, Überwindung von Distanz etc.

³²⁵ Vgl. ebd.; 213.

³²⁶ Vgl. ebd.; 214.

Dabei kann gerade das „graduelle Nichtwissen“ über den Anderen die Flirtgrundlage bilden:

„Durch das Fehlen der visuellen und taktilen Präsenz des Gegenübers entsteht eine ausschließlich auf Texten basierte Kenntnis von einer Person, welche die anscheinend reizende Unsicherheit bezüglich der Identität des anderen nicht auszumerzen vermag. Gerade diese Spannung ist das Verlockende des Flirts.“³²⁷

Wyss (2003) konstatiert für Flirt-Mails eine gewisse unverbindliche Leichtigkeit, die jedoch, und das gilt auch für andere Feststellungen Wyss' bezüglich des Flirts im Netz, auch auf Flirts im RL zutreffen: der Flirtpartner kann auch hier unbekannt sein, z.B. bei einem Flirt an der Bushaltestelle, und auch hier haben Flirts meist etwas Locker-Leichtes ohne allzuviel Verbindlichkeit. Dadurch jedoch, dass der Flirtpartner im Netz nicht sichtbar ist, verlagert sich der Flirt auf die verbale Ebene, findet also mittels Text statt. Einem Austausch von Flirt-Mails folgt nicht selten eine E-Mail-Liebeskorrespondenz:

„Damit sind jene E-Mail-Briefe gemeint, in denen sich die Menschen meist in komplexer thematischer Entfaltung 'ihren' Alltag schildern und von 'sich' erzählen. Sie korrespondieren täglich oder mehrmals täglich, hier jedoch mit dem Ziel, sich näher kennenzulernen.“³²⁸

Es ist davon auszugehen, dass diese E-Mails wesentlich komplexer und ausführlicher sind als Flirt-Mails, was jedoch nicht heißt, dass Flirtelemente wie gegenseitiges Necken, Komplimente machen, Kokettieren, Humor etc. nun fehlen. Im Vergleich trägt jedoch die E-Mail-Liebeskorrespondenz aufgrund ihres, so Wyss, sehr responsiven und kommunikativ kooperativen Stils und durch die Darstellung von Persönlichem (Erleben, Meinungen, Interessen, Ängsten etc.) und von Empathie stärker zum Entstehen von Nähe und Vertrauen und damit dem Aufbau einer Beziehung bei.³²⁹ Aus dem Austausch von Persönlichem und Intimen resultiert eine zunehmende Verbindlichkeit, die, so postuliert es Wyss, das Verschwinden der anfänglichen spielerischen Leichtigkeit zugunsten eines durchgängig ernsteren Gestus nach sich zieht.³³⁰ Dieser Schluss ist m.E. jedoch unzulässig, denn es ist nicht ersichtlich, warum sich ein spielerischer Umgang miteinander einerseits und Ernsthaftigkeit bzw. Verbindlichkeit andererseits ausschließen sollten. Vielmehr halte ich es für wahrscheinlich, dass beide Stile je nach Charaktereigenschaften verschieden stark gewichtet und je nach Kontext individuell eingesetzt werden können, und das gerade

³²⁷ Wyss (2003; 217).

³²⁸ Ebd. 219.

³²⁹ Vgl. ebd.; 220.

³³⁰ Vgl. ebd.; 225. Auch ihr Hinweis, dass sich durch das Korrespondieren im Netz intensive Beziehungen bilden, die ihre Realität eben dort haben, jedoch ausgesprochen selten den Weg in die Wirklichkeit finden, ist kritisch zu betrachten, denn vielfach kann man im Netz anderes lesen. Ob eine Beziehung, die im Netz ihren Anfang fand, Bestand hat, ist eine andere Frage, die hier nicht erörtert werden kann. Es ist aber anzunehmen, dass eine solche Beziehung den gleichen Gelingensbedingungen unterliegt wie Beziehungen, die außerhalb des Netzes begonnen haben.

dies überhaupt erst eine Vertrautheit erzeugt oder auch verhindert, wenn nämlich die je individuelle Art und Weise, mit diesen Stilen umzugehen, nicht harmoniert.

Die E-Mail-Liebeskorrespondenz erinnert an die 'Brautbriefe' im 19. Jhd., also die Briefe, die sich ein Paar in der Verlobungszeit schreibt:

„Die Liebesbriefe zwischen Verlobten waren der Ort, an welchem es den Brautleuten erlaubt war, die Liebesbeziehung zu leben. Man schrieb sich mehrere Briefe wöchentlich bisweilen sogar mehrere täglich. Dadurch hielt man sich gegenseitig 'auf dem Laufenden' über die je eigene emotionale Entwicklung, über den je persönlichen Alltag, über die Familie und man besprach Hochzeitsvorbereitungen.“³³¹

In den Brautbriefen wie auch in Liebes-Mails ist der Austausch über Persönliches, das Begleiten im Alltag und auch die sprachliche Selbstdarstellung also als ein Mittel zur „Beziehungsarbeit“ zu verstehen, welches Nähe, Vertrauen und Intimität begünstigt.³³²

Es ist jedoch zu beachten, dass E-Mail-Korrespondenz freiwillig gewählt und geführt wird, wohingegen Brautbriefe im 19. Jhd. eines der wenigen, wenn nicht sogar das einzige Mittel des näheren Kennenlernens waren. Die Netznutzer, die vertraute E-Mails austauschen, könnten sich, zumindest theoretisch, ganz nach Belieben auch „offline“ treffen. Sie hätten ggfs. zwar mit Sanktionen zu rechnen (z.B. wenn einer oder beide bereits anderweitig liiert sind), jedoch nicht in dem Ausmaß wie im 19. Jhd.

Es wurde deutlich, dass schriftlicher Austausch im Netz das Kennenlernen und den Aufbau einer Beziehung ermöglichen und intensivieren kann. Dies ist, wie wir gesehen haben, nichts Neues. Die E-Mail ist in Vielem dem traditionellen Brief ähnlich, somit haben Briefeschreiben und E-Mail-Schreiben ähnliche Effekte. Beiden gemeinsam ist das Schreiben als konstitutives Element. Ist Schreiben lediglich mündliche Rede in anderer Form? Sind Brief oder eine E-Mail nur ein minderwertiger Ersatz, wo der direkte, persönliche Austausch nicht möglich ist?

5.4.2 Epistemisches Schreiben

Beim Schreiben von Briefen und E-Mails geht es nicht immer darum, eine räumliche Distanz zu überbrücken, sondern die spezifischen Herstellungsbedingungen (z.B. Abgeschiedenheit, Ruhe, Konzentration) bieten oftmals auch den Raum, ohne Druck seine Gefühle überhaupt äußern zu können. Dinge, die man in face-to-face Situationen nicht zu sagen wagt oder die nur schwer mündlich auszudrücken sind, können so leichter übermittelt werden. Man kann den Text überarbeiten, außerdem obliegt es der eigenen Entscheidung, den Brief überhaupt zu versenden. Oft wird man sich auch erst beim Schreiben seiner Gefühle klar.

³³¹ Wyss (2003; 226).

³³² Vgl. ebd.

Der epistemische Charakter des Briefeschreibens wird, ähnlich dem Tagebuch, zu einer „selbstdarstellenden Form intimer Schriftlichkeit“.³³³ Dazu *Voland (2001)*:

„Der Akt des Schreibens ist eine kontemplative Angelegenheit. Er enthält einen Großteil an Autokommunikation und ist neben dem Tagebuch die wichtigste Codierung von Intimität: man schreibt sich etwas von der Seele, man setzt sich introspektiv mit seinen Gefühlen auseinander. Somit erhält der Liebesbrief seine autokommunikative und monologische Form. Aus diesen Aspekten der Selbstmanifestation entstand der in der Epistolartradition gängige Topos 'Brief als Spiegel oder Abbild der Seele des Schreibers'.“³³⁴

Schreiben ist generell nicht als „Übersetzen“ von „fertigen“ Gedanken in Text zu verstehen, vielmehr ist kann die Schriftsprache frei nach *Humboldt* als das bildende Organ des Gedanken aufgefasst werden. Sprache ist nach *Wygotski* nicht die Widerspiegelung einer bereits vorhandenen Weltsicht, sondern eine diese Weltsicht aufbauende Tätigkeit.³³⁵ Sprechen und Schreiben sind als „Transformationsprozesse“ zu verstehen, durch die die 'innere Sprache', mit *Wygotski* die verbale Dimension der Bewusstseinstätigkeit, in eine äußere Sprache umgewandelt wird.³³⁶

„Die innere Sprache zeichnet sich durch eine eigenständige Struktur und eine spezifische Funktion aus, die es nahe legt, den Verbalisierungsprozess als komplexen Transformationsvorgang zu begreifen.“³³⁷

Der Übergang von der inneren zur äußeren Sprache stellt keine direkte Vokalisierung sondern eine Umstrukturierung dar, denn die innere Sprache ist syntaktisch ungegliedert, fragmentarisch, phonologisch reduziert, semantisch hochkomplex und verdichtet.³³⁸ Die innere Sprache ist daher nicht als ein Medium der Kommunikation, sondern als „Sprache für den Sprechenden“ aufzufassen.³³⁹ *Vellusig (2000)* folgert am Beispiel der Korrespondenz des jungen Goethe:

„Im Prozeß der schriftlichen Darstellung aber gewinnt das Erzählte zugleich auch einen höheren Grad an Bewusstheit; als Benanntes und sprachlich Unterschiedenes erhält es gesteigerte psychische Realität. Die Erregung, die sich in die Ordnung der sprachlichen Mitteilung fügt und ihre eigenen Akzente setzt, wird sich selbst in dem Maße ihrer Verbalisierung erfahrbar.“³⁴⁰

Der junge Goethe macht im Zusammenhang mit seinen Korrespondenzen eine Erfahrung, die auch vielen Menschen, die nicht schriftstellerisch tätig sind, damals wie heute, nicht unbekannt ist.

³³³ Wyss (2003; 208).

³³⁴ Voland (2001; o.S.).

³³⁵ Vgl. Ortner (2000; 96). Dazu auch Sapir (1921): „Auf keinen Fall besteht, wie naiverweise oft angenommen wird, die Funktion der Sprache darin, bereits fertige Gedanken mit einem Namensschild zu versehen.“ (Zitiert in Ortner 2000; 67).

³³⁶ Vgl. Vellusig (2000; 138).

³³⁷ Ebd.

³³⁸ Vgl. ebd.; 138 f.

³³⁹ Vgl. ebd.; 139.

³⁴⁰ Vellusig (2000; 142). M.E. sind die Erörterungen Vellusigs auch auf persönlichen Brief- und E-Mail-Wechsel im Allgemeinen anwendbar. Der Ausdruck „Erregung“, hier im Zusammenhang mit der Feststellung, dass der junge Dichter nicht in einer Ordnung erzählen, nicht zu einer Ordnung finden möchte, sondern sich in seiner „eigentlichen Gestalt“ (hier: in Aufruhr) mitteilen möchte, müsste dann allgemeiner durch Affekt, Stimmung, Gefühl ersetzt werden.

Dies ist die Erfahrung der Inkommunikabilität³⁴¹ des Bewusstseinslebens. Sätze wie „Ich weiß gar nicht, wie ich es sagen soll...“ oder „Ich liebe dich mehr, als Worte es sagen können“ weisen auf die Erfahrung hin, dass Empfindungen, gerade im Bereich von Liebe, Intimität und persönlichen Beziehungen, oftmals nur schwer oder auch gar nicht ausgesprochen werden können, dass also ein „Transformationsprozess“ (s.o.) hier besonders kompliziert und manchmal sogar unmöglich erscheint.

„Das macht die Anstrengung sich mitzuteilen als solche noch nicht hinfällig. Im Gegenteil. Gerade weil wir in einer radikalen Einsamkeit befangen sind und uns eben dies allen gemeinsam ist, sind wir auf Formen des Ausdrucks angewiesen, in denen wir unser sinnhaftes Weiterleben möglichst umfassend artikulieren. Das gilt für das Schreiben in noch nachdrücklicher Weise. Gerade weil wir uns im mündlichen Gespräch nicht primär über den expliziten Informationsgehalt unserer Rede, sondern über die Stimme und die Sprache des Körpers mitteilen, sind wir beim Schreiben in die Lage versetzt, den Artikulationsgrad unserer Mitteilungen über das im mündlichen Gespräch Sagbare hinaus zu steigern.“³⁴²

Das Schreiben erweist sich gerade dann für viele Menschen als besonders einfach und erfolgreich, wenn sie sich beim Akt des Schreibens selbst nicht viele Gedanken darüber machen, wenn sie also „die Gedanken fließen lassen“. Diese Schreibstrategie, auch als „kreatives Schreiben“ bekannt, ähnelt *Freuds* Methode der „freien Assoziation“, *Ortner (2000)* beschreibt dies auch als ein „Sich-dem-Bewußtseinsstrom-Überlassen“.³⁴³

„Was die freie Assoziation auf der Couch des Psychoanalytikers zu Tage fördert, das gelingt auch beim frei assoziierten Schreiben, der Vorstoß in bisher un- oder schwer zugängliche Wissensräume.“³⁴⁴

Schreiben in diesem Sinne zielt auf ein „Flow-Erlebnis“.³⁴⁵ Wenn der Prozess des Schreibens nicht gestört wird, entsteht Konzentration dabei quasi wie von selbst. Man vergisst die Zeit; Probleme oder bewusste Entscheidungen werden zur Seite geschoben und man geht völlig im augenblicklichen Tun, also im Schreiben, auf. Trotz körperlicher Leistung (Schreiben per Tastatur oder Stift) herrscht ein Gefühl von Mühelosigkeit vor.³⁴⁶ *Ortner* zu den Auswirkungen dieser Art des Schreibens:

„Immer wieder wird von erstaunlichen therapeutischen Leistungen berichtet. Diese reichen vom Abbau von Schreibhemmungen bis zu selbsttherapeutischen Ich-Findungsprozessen.“³⁴⁷

So ist also davon auszugehen, dass das Medium der Schrift nicht lediglich einen Inhalt transportiert, sondern zugleich auch Selbstdarstellung und Selbsterfahrung ermöglicht. Der Schreibende ist, so *Vellusig (2000)*, aufgrund seiner Einsamkeit geradezu dazu

³⁴¹ Vgl. *Vellusig (2000; 147 ff.)*. Zu „Inkommunikabilität“ vgl. auch *Luhmann (1994)*.

³⁴² Ebd.; 150 f.

³⁴³ *Ortner (2000, 359)*.

³⁴⁴ Ebd.; 366.

³⁴⁵ Vgl. ebd.; 367.

³⁴⁶ Vgl. ebd.; 367 ff. Dies korrespondiert mit meinen Ausführungen bezüglich der Immersion in virtuelle Welten (s.o.).

³⁴⁷ Ebd.; 373.

genötigt, „sich zu sich selbst und den anderen zu sich in ein personales Verhältnis zu setzen.“³⁴⁸ Dies gilt für Brief- und E-Mail-Korrespondenzen gleichermaßen. Auch beim Verfassen einer E-Mail kann man sich dem Bewusstseinsstrom überlassen, vor allem, wenn man schnell tippen kann, lässt sich der entsprechenden Text „runterschreiben“. Im Vergleich zum Brief hat die E-Mail jedoch einen Vorteil: durch die Digitalität kann der „runtergeschriebene“ Text zwischendurch oder am Schluss des Schreibprozesses mühelos überarbeitet werden.³⁴⁹ Durch diesen Umstand fällt es vermutlich gerade beim Schreiben einer E-Mail besonders leicht, zunächst ohne „Selbstzensur“ alles, was gerade einfällt, „in einem Schwung“ aufzuschreiben - eine der wesentlichen Forderungen bei der Technik des kreativen Schreibens. Dies gilt jedoch nur, wenn man Schreiben nicht als „notwendiges Übel“ oder als „minderwertigen Ersatz“ der computervermittelten Kommunikation begreift. Dazu Suler (o.J.):

“A person's ability to communicate effectively via e-mail depends highly on his or her writing skills. People who hate to write probably will not become consistent e-mail users. Regular and avid users usually enjoy writing. Some even report that they prefer writing as a way to express themselves. They take delight in words, sentence structure, message formatting, and the opportunity to craft exactly how they wish to express their thoughts and moods. They enjoy that "zone of reflection" where they can ponder and self-reflect before expressing themselves.[...]”³⁵⁰

5.5 Cyberromanzen

Der Beginn einer romantischen Beziehung wird vor allem dort begünstigt, wo sich zwei Personen in „in für die Beziehungsentwicklung förderlichen Situationen begegnen.“³⁵¹ Dies sind vor allem Situationen, in denen mit potentiellen Beziehungspartnern viel und oft kommuniziert werden kann. Da es im Internet relativ einfach ist, Kontakte zu knüpfen und da es viele Orte gibt, an denen sich ausgetauscht und „geplaudert“ werden kann, ist die Wahrscheinlichkeit sehr hoch, dass sich hier persönliche Beziehungen mit mehr oder weniger starken Bindungen und damit auch romantische Beziehungen ergeben.

Mittlerweile gibt es für die gezielte Partnersuche eine fast unüberschaubare Anzahl an sog. Singlebörsen. Einige Internetplattformen bieten die online-Partnersuche als Zusatzfeature an, die meisten Singlebörsen sind jedoch eigenständige Seiten.

³⁴⁸ Vellusig (2000; 136).

³⁴⁹ Prinzipiell können natürlich auch herkömmliche Briefe überarbeitet werden. Dies bedeutet jedoch ungleich mehr Mühe, denn der Brief muss dann, ggfs. auch mehrmals, neu abgeschrieben werden.

³⁵⁰ Suler (o.J.; o.S.).

³⁵¹ Mikula/Stroebe (1991; 84).

Viele sind kostenfrei und anonym, im Zuge der fortschreitenden Kommerzialisierung im Netz steigt jedoch auch die Zahl der kostenpflichtigen Singleseiten.³⁵² Allgemein kann man sich hier, meist ganz anonym und unverbindlich, gezielt nach Personen mit erwünschten Eigenschaften, z.B. Alter, Wohnort, Hobbys, Interessen etc. umschaun. Die meisten Singlebörsen bieten die Möglichkeit, Selbstbeschreibungen und Fotos einzustellen (s.o.). Genau wie im realen Leben, kann man sich im Netz aber auch zufällig kennen lernen. Die Wahrscheinlichkeit, sich auf persönlicher Ebene näher zu kommen ist dabei umso größer, je intensiver sich Netznutzer kommunikativen Tätigkeiten zuwenden und je souveräner sie netzspezifische Ausdrucksformen beherrschen.³⁵³ Im Netz ist es also genau wie im realen Leben: wer kommunikationsfreudig ist und sich anderen Menschen offen und interessiert zuwendet, hat höhere Chancen, einen potentiellen Beziehungspartner kennen zu lernen als jemand, der sich schüchtern im Hintergrund hält und nur wenig kommunikationsbereit ist. Laut einer Studie von *Katz/Aspden (1997)* unterscheiden sich jedenfalls diejenigen, die eine enge Beziehung im Netz geknüpft haben, weder psychosozial noch soziodemografisch von denjenigen, die keine entsprechenden Erfahrungen gemacht haben.³⁵⁴

Wenn man mit einem anderen Netznutzer wiederholt in Kontakt steht (E-Mail und/oder Chat), entsteht eine soziale Beziehung.³⁵⁵ Ist diese Beziehung durch Leidenschaft³⁵⁶ und durch Intimität/Vertrautheit³⁵⁷, so kann sie als romantische Beziehung oder als Cyberromanze bezeichnet werden.

5.5.1 Selbstöffnung

Döring (2000b) postuliert, dass Cyberromanzen neben einer hohen Kontaktfrequenz auch durch beschleunigte Selbstoffenbarung ausgezeichnet sind.³⁵⁸ Selbstöffnung (self disclosure) ist ein zentraler Aspekt von Intimität/Vertrautheit.³⁵⁹ Dazu Luhmann (1994):

„Die Fähigkeit, über sich selbst zu reden, scheint Voraussetzung zu sein für den Beginn einer Intimbeziehung; sie stimuliert den Angesprochenen, auch über sich selbst zu reden.“³⁶⁰

³⁵² Eine kleine Auswahl: Seitensprung: www.meet2cheat.de, Kontaktanzeigen: www.datingcafe.de, www.meetic.de, Partnervermittlungen: www.parship.de, www.lovealizer.de, Blinddate: www.dinner-for-fun.de, www.blind-date-dinner.de, Alleinerziehende: www.moms-dads-kids.de, Behinderung: www.handicap-love.de, Religion: www.jewish-singles.de, www.islamheirat.de.vu, www.cpdienst.de, "Spezielles": www.golfsingle.com, www.landflirt.de (singles vom Lande), www.gothic-singles.de, www.hinter-gitter.de. Stand: Januar 2005.

³⁵³ Vgl. *Döring (2000b; 55)*.

³⁵⁴ *Katz/Aspden (1997)*, zitiert in *Döring (2000b; 55)*.

³⁵⁵ Sozialpsychologisches Beziehungsverständnis nach *Hinde*, s.o.

³⁵⁶ Leidenschaft muss nicht immer ein „großes Gefühl“ bedeuten, sondern kann sich auch in einer erotischen Anziehung und im Flirt ausdrücken.

³⁵⁷ Vgl. die Dreieckstheorie der Liebe nach Sternberg. Es ist zu beachten, dass der dritte Punkt, den Sternberg anführt (Verbindlichkeit), kein zwingend notwendiger Aspekt von romantischen Beziehungen ist (s.o.).

³⁵⁸ *Döring (2000b; 60)*.

³⁵⁹ Vgl. dazu auch das Kapitel „Identität im Netz“.

³⁶⁰ *Luhmann (1994; 206)*.

Gemäß dem Modell der Interpersonalen Medienwahl beeinflussen sich Netznutzer, vor allem in Cyberromanzen, in ihrem Medienverhalten gegenseitig. Meist stellen sich die Beteiligten sehr subtil aufeinander ein³⁶¹, auch im jeweiligen „Selbstöffnungsverhalten“: wenn ein Kommunizierender erste Schritte in diese Richtung tut, zieht der Andere meist nach. Inwieweit man sich selbst öffnen kann, hängt nach *Delhees (1994)* auch vom eigenen Selbstwertgefühl ab.³⁶² Selbstwertgefühl ist zu einem großen Teil sozial bedingt und beeinflusst die Aufnahme und Interpretation von Kommunikationsinhalten.³⁶³ Da in der computervermittelten Kommunikation viele soziale Hinweisreize herausgefiltert werden (vgl. Filtermodelle), ist davon auszugehen, dass Personen mit geringem Selbstwert im Netz eher als im realen Leben dazu bereit sind, sich selbst zu öffnen. Aber auch Personen mit hohem Selbstwert haben in der Regel bei entsprechenden Voraussetzungen (Vertrautheit) wenig Schwierigkeiten, Persönliches im Netz preiszugeben. *Suler (o.J.)* geht von einem Enthemmungs-Effekt im Netz aus:

“It's well known that people say and do things in cyberspace that they wouldn't ordinarily say or do in the face-to-face world. They loosen up, feel more uninhibited, express themselves more openly. Researchers call this the 'disinhibition effect'. [...] Sometimes people share very personal things about themselves. They reveal secret emotions, fears, wishes. Or they show unusual acts of kindness and generosity. We may call this *benign disinhibition*.”³⁶⁴

Dieser Effekt wird, so *Suler*, nicht nur dadurch verstärkt, dass der Andere nicht weiß, wer man selber ist, sondern auch durch die Tatsache, dass man einander nicht sieht. Man muss sich also keine Gedanken darum machen, wie man aussieht, wie man sich bewegt oder anhört.³⁶⁵ Speziell Asynchronität (z.B. per E-Mail) kann enthemmend wirken, da man dann nicht unter dem Druck steht, sofort antworten zu müssen:

“In e-mail and message boards, where there are delays in that feedback, people's train of thought may progress more steadily and quickly towards deeper expressions of what they are thinking and feeling.”³⁶⁶

Fehlende Hinweisreize können auch das Gefühl erzeugen, dass der eigene Geist (mind) mit dem des Kommunikationspartners verschmilzt. Der Grund, so *Suler*, liegt darin, dass das Lesen der Nachricht des Anderen „might be experienced as a voice within one's head, as if that person magically has been inserted or "introjected" into one's psyche.”³⁶⁷

³⁶¹ Vgl. Döring (1999; 225). Vgl.

³⁶² Vgl. Delhees (1994;51 f.).

³⁶³ Vgl. ebd.; 57.

³⁶⁴ Suler (o.J.; o.S.).

³⁶⁵ Anonym hingegen kann man auch im realen Leben sein, z.B. beim Einkaufen oder auf einem Konzert. Die Anderen kennen einen zwar nicht, aber man wird trotzdem gesehen.

³⁶⁶ Suler (o.J.; o.S.).

³⁶⁷ Ebd.

Da man nicht weiß, wie der Andere aussieht und wie seine Stimme klingt, baut man sich in Gedanken, bewusst oder unbewusst, ein Bild des Anderen mit einer Vorstellung seiner Stimme auf, so dass der Kommunikationspartner eine Art Figur im eigenen Kopf wird. Diese Figur ist aus den Hinweisen, die übermittelt werden und aus eigenen Vorstellungen, Wünschen und Erwartungen zusammengesetzt.³⁶⁸

„As the character now becomes more elaborate and 'real' within our minds, we may start to think, perhaps without being fully aware of it, that the typed-text conversation is all taking place within our heads, as if it's a dialogue between us and this character in our imagination - even as if we are authors typing out a play or a novel.“³⁶⁹

Dies führt m.E. dazu, dass man sich dem Anderen näher fühlt, dass der sogar vertraut erscheint, obwohl man ihn nicht sieht, noch nie getroffen hat und unter Umständen auch nie treffen wird. Möglicherweise leistet dieser Effekt auch Projektionen Vorschub - gerade in der privaten Netzkommunikation und vor allem in Cyberromanzen ein häufig auftretendes Phänomen.

Der Aspekt der Selbstöffnung ist jedoch, so *Levold (1998)*, nicht linear mit dem Empfinden von Intimität verknüpft. Mehr Selbstöffnung bedeutet also nicht zwangsläufig größere Intimität, vielmehr kann sowohl ein zu geringes als auch ein zu großes Maß an Offenheit ein positives Beziehungsgefühl unterbinden.³⁷⁰ Hier einen „gesunden Mittelweg“ zu finden, ist eine der schwierigsten Aufgaben in der Beziehungsentwicklung, sowohl im realen Leben als auch in der computervermittelten Kommunikation.

5.5.2 Projektion

Bargh et al. (2002) stellen für computervermittelte Kommunikation eine große Tendenz zur Projektion von gewünschten Eigenschaften auf den Kommunikationspartner fest.³⁷¹ Gemäß des Imaginationsmodells entwickeln Netznutzer aufgrund der fehlenden Informationen in der computervermittelten Kommunikation häufig Wunschbilder, indem sie die wenigen vorhandenen sozialen Hinweise gemäß den eigenen Vorstellungen imaginieren - die andere Person wird so zur Projektionsfläche der eigenen Wünsche. Wir haben, so *Suler (o.J.)*,

“the tendency to project your own expectations, wishes, and anxieties stemming from past relationships onto the somewhat shadowy figure sitting at the other end of the Internet - what is called a 'transference reaction'“³⁷²

³⁶⁸ Vgl. *Suler (o.J.; o.S.)*.

³⁶⁹ Ebd.

³⁷⁰ Vgl. *Levold (1998; 44)*. *Levold* bezieht sich hier auf *Schaefer/Olson (1981)*.

³⁷¹ Vgl. *Bargh et al. (2002; 45)*.

³⁷² *Suler (o.J.; o.S.)*.

Albright/Conran (2003) betonen, dass es aufgrund der spezifischen Bedingungen der CMC relativ einfach sowohl zu einer optimierten Selbstdarstellung als auch zu einer Idealisierung des Kommunikationspartners kommen kann:

“With few counter clues to the self presented by someone, it is easy for both partners to optimize themselves and idealize each other. Because there is a lack of physical co-presence, there is often an almost mystical sense of getting to know the person’s “inner self” or soul - leading many to believe they’ve met a “soul mate.”³⁷³

Dieses Muster einer wechselseitigen Ergänzung von “optimiertem” Selbst und idealisiertem Kommunikationspartner nennen *Albright/Conran* den „virtual mirror“ - metaphorisch gesprochen wird das Internet also zum Spiegel, in den man das Bild eines idealen Selbst projiziert. Was zurückgeworfen wird, ist das Bild des idealen Gegenübers, der alle gewünschten Eigenschaften in sich vereint.³⁷⁴ Daher basiert das, was wir in der CMC im Anderen sehen oder zu sehen glauben, zu einem großen Teil auf unseren eigenen Wünschen, Vorstellungen und Erwartungen. Wünschen wir uns einen liebevollen, sensiblen, humorvollen, gutaussehenden, charakterstarken oder anderen positiven Eigenschaften ausgestatteten Partner, so werden wir die Mitteilungen des konkreten Kommunikationspartners auf dieser Grundlage interpretieren - auf der Grundlage der Interaktion mit einem sympathischen Menschen. Es kann daher auch vorkommen, dass uns im Vergleich dazu unsere alltäglichen Begegnungen im realen Leben viel blasser und farbloser erscheinen:

“Compared to our grandiose fantasies, the level of reward we receive in our real interactions is severely circumscribed. As a consequence, sometimes the most extreme passion is aroused by partners who exist only in imagination or partners who are barely known.”³⁷⁵

Da eine Cyberromanze, wie andere soziale Beziehungen auch, in den Zeiträumen zwischen den einzelnen online-Kontakten weiterbesteht³⁷⁶, ist davon auszugehen, dass diese nicht kognitiv und emotional „verschwindet“, sobald wir offline sind. Sehnsucht empfinden oder das nächste (online-)Treffen vorbereiten sind beispielsweise emotionale und kognitive Begleitprozesse, die eine romantische Beziehung im Netz genauso begleiten wie im realen Leben. Was *Vellusig (2000)* für Briefe feststellt, kann m.E. auch für die computervermittelte Kommunikation gelten: „schriftliche Gespräche sind grundsätzlich in einem Raum der Imagination angesiedelt.“³⁷⁷ Ein Raum der Imagination, der es ermöglicht, die “fehlenden Stellen” im Bild des Kommunikationspartners mit persönlichen Wunschvorstellungen „aufzufüllen“.

³⁷³ Albright/Conran (2003; 48).

³⁷⁴ Vgl. ebd. Die Autoren verweisen in Bezug auf Gergen (1981) darauf, dass dies “occurs to some extent naturally in any social construction, where a good dialogue with a friend or lover makes us feel understood and appreciated.”

³⁷⁵ Ebd.; 49.

³⁷⁶ Vgl. das sozialpsychologische Beziehungsverständnis (s.o.).

³⁷⁷ Vellusig (2000; 136).

Aus dem Phänomen der Projektion kann also eine mehr oder weniger große Idealisierung resultieren, die sich meist erst dann relativiert, wenn sich die Partner einer Cyberromanze „offline“ treffen.

Zusammenfassend kann man mit *McKenna et al. (2002)* sagen:

“The more participants felt able to share intimate or personal things about themselves with the partner, the more certain they were that they knew their partner, and the more confident they were that they could accurately predict what their partner's attitudes would be, the more they liked their partners.”³⁷⁸

Becker (1997) verweist auf die „Beschleunigung des Austauschs von Botschaften“³⁷⁹ im Netz. Daraus ergebe sich nach Meinung der Autorin eine Intensivierung der Kommunikation, die in kürzester Zeit zu erotischen Kontakten und intimen Gesprächssituationen führe.³⁸⁰ Doch eine gesteigerte Frequenz des Nachrichtenaustauschs allein reicht m.E. nicht aus, um diese Intensivierung zu erklären. Vielmehr ist davon auszugehen, dass die Intimität in der persönlichen Netzinteraktion auch aus einer wechselseitigen beschleunigten³⁸¹ Selbstoffenbarung resultiert.³⁸²

³⁷⁸ McKenna et al. (2002; 28).

³⁷⁹ Becker (1997; 168).

³⁸⁰ Vgl. ebd.

³⁸¹ Beschleunigt im Gegensatz zum realen Leben, wo Intimität meist eine gewisse Zeit braucht, um sich zu entwickeln.

³⁸² Dazu Albright/Conran (2003; 48): „Online, rapid mutual self-disclosure can lead a couple quickly through the stages of relationship formation.”

6. Resümee

Wie wir gesehen haben, ist computervermittelte Kommunikation eine spezifische Form der interpersonalen medialen Kommunikation, die durch spezifische Optionen und Restriktionen gekennzeichnet ist. Netznutzer eignen sich ihre eigenen Mediennutzungsweisen aktiv an und machen individuelle Erfahrungen, die ihr Denken und Handeln verändern können. Inwieweit sie daraus einen persönlichen Nutzen ziehen können, hängt von der Fähigkeit der Nutzer ab, sich aktiv in mediale Szenarien hineinzusetzen und ist auch dadurch bedingt, inwieweit sie sich zur Netzkultur zugehörig fühlen. Es besteht zudem die Möglichkeit der Selbstdarstellung von ausgewählten Teilaspekten des Selbstkonzepts, u.a. auch durch Verhalten in medialen Kommunikationsräumen. Dies entspricht dem zutiefst menschlichen Bedürfnis, sich selbst auf eine je individuelle Weise darzustellen und mit Anderen in Kontakt zu treten. Zeit, Raum und Körper werden in der computervermittelten Kommunikation nicht belanglos, bedürfen jedoch in neuer Weise der Reflexion. In virtuellen Räumen spielen sich soziale Prozesse ab, neue Beziehungen bilden sich, bestehende können verfestigt oder aufgelöst werden.

In der persönlichen Kommunikation im Netz entwickeln viele Netznutzer romantische Gefühle für ihren Kommunikationspartner, auch wenn sie ihn/sie noch nie im realen Leben getroffen haben. Romantische Netz-Beziehungen bzw. Cyberromenzen zeichnen sich wesentlich durch Intimität im Sinne von Vertrautheit aus. Vertrautheit ist dabei keine feste Größe, sondern wird prozesshaft in der Kommunikation entwickelt.

Intimität entfaltet sich in der Netzkommunikation auf schriftlicher Basis. Schriftliche Kommunikation hat eine lange Tradition, auch früher schon bedienten sich Menschen des Briefes, um Distanzen zu überbrücken. Schreiben ist jedoch nicht als minderwertiger Ersatz für face-to-face Kommunikation anzusehen. Im Gegenteil bieten die spezifischen Herstellungsbedingungen von schriftlichen Dokumenten oftmals überhaupt erst den Raum, um Gefühle äußern zu können. In der direkten Kommunikation kann man einmal ausgesprochene Worte nicht mehr „zurückholen“, zudem ist man der unmittelbaren Reaktion seines Kommunikationspartners ausgesetzt. Beim Schreiben hingegen steht man nicht unter Antwort- oder sogar Rechtfertigungsdruck, hat zudem die Möglichkeit, den Text (auch mehrmals) zu überarbeiten und kann damit seine Gedanken einfach „fließen lassen“. Dies wurde als epistemischer Charakter des Schreibens bezeichnet: vor allem, wenn man nicht gestört wird, können sich so, ähnlich der freien Assoziation in der Psychoanalyse, auch vormals nicht bewusste oder als inkommunikabel angesehene Gedanken, Vorstellungen und Ideen manifestieren.

Die normale Selbstaufmerksamkeit im Alltag führt häufig zu einer „Selbstzensur“, die im epistemischen Schreiben vorübergehend „ausgeschaltet“ wird. Dieser Effekt ist beispielweise vom Tagebuchschreiben bekannt. Schreiben wird damit auch zu einer Selbsterfahrung, wenn Aspekte zutage treten, die vorher nicht explizit bewusst waren. Die Brief- oder E-Mailkorrespondenz unterscheidet sich insofern vom Schreiben eines Tagebuchs, als dass sie dialogisch konzipiert ist: man schreibt für jemanden, auch wenn man das Schriftstück nicht abschicken sollte. Die E-Mail, der am meisten genutzte Dienst im Internet, erfüllt diese Funktion ebenso wie der Brief, so dass sie als „Brief im neuen Gewand“ verstanden werden kann. Dialogische Konzeption zeigt sich auch in der konzeptionellen Mündlichkeit, die viele E-Mails in der privaten Kommunikation charakterisiert. In diesem Zusammenhang deutet sich ein Sprachwandel im Internet an, der auch auf die Etablierung einer Netzkultur verweist.

Aufgrund der Anonymität und der fehlenden sozialen Hinweisreize entwickeln Netznutzer in der computervermittelten Kommunikation häufig Wunschbilder - sie füllen Informationslücken gemäß den eigenen Idealvorstellungen auf, der Kommunikationspartner wird so zur Projektionsfläche. Dies ist auch ein Grund dafür, dass viele Netznutzer berichten, sie hätten das Gefühl, im Internet ihren „Traumpartner“ oder „Seelenverwandten“ gefunden zu haben. Es kann sogar das Gefühl auftreten, dass der eigene psychische Innenraum mit dem des Anderen verschmilzt, dies vor allem beim Lesen von dessen Nachrichten. Man hört den Anderen dabei quasi mit der eigenen Stimme sprechen, solange man nicht weiß, wie dessen Stimme wirklich klingt. So kann der Partner zu einer „Figur“ im eigenen Kopf werden, die sich aus den übermittelten Hinweisen und aus individuellen Vorstellungen, Wünschen und Erwartungen zusammensetzt. Aus diesem Gefühl, mit dem „Seelenverwandten“ zu kommunizieren, der einem so nah erscheint, resultiert eine Vertrautheit, die in der partnerschaftlichen Netzkommunikation wiederum eine (wechselseitige) Selbstöffnung begünstigt, die im Vergleich zu Beziehungsprozessen im realen Leben im Internet als beschleunigt erscheint.

Wie gezeigt wurde, ist der virtuelle Raum als sozialer Kommunikationsraum genauso real wie Kommunikationssituationen im „wirklichen Leben“. Daher ist auch davon auszugehen, dass die dort entstandenen Beziehungen nicht eingebildete, irreale und damit defizitäre Scheinbeziehungen sind, sondern vielmehr wichtige Funktionen erfüllen - als Möglichkeit der Selbsterfahrung sind sie alles andere als bedeutungslos. Sie entsprechen dem Bedürfnis nach Selbstverwirklichung in der und durch die Liebe, die unser modernes Beziehungsverständnis prägt.

Auch tragen sie unserem Bedürfnis nach Zuwendung und Anerkennung Rechnung, die für individuelles Wohlbefinden, Gesundheit und Persönlichkeitsentwicklung unverzichtbar sind.

Wie persönlich und intim die Cyberromanzen empfunden werden, hängt von individuellen Voraussetzungen und Einstellungen ab. Nicht jeder Kommunizierende im Netz wird automatisch romantische Beziehungen eingehen oder in persönlichen Netzkontakten Intimität erleben. Dies hängt vor allem davon ab, wie sehr sich beide Kommunikationspartner aufeinander einstellen und als wie „wirklich“ sie ihre Beziehung empfinden. Vermutlich ist auch die eigene Imaginationsfähigkeit und die Kommunikationsintention überhaupt ein ausschlaggebender Faktor. Nutzt man das Netz primär als Informationsquelle und ist an persönlicher Kommunikation nicht interessiert, ist es relativ unwahrscheinlich, dass sich eine intensive Netzbeziehung entwickelt. Andererseits ist aber auch nicht davon auszugehen, dass sich bei einem romantischen Interesse aus Netzkontakten mit regelmäßiger Kommunikation automatisch intime Beziehungen ergeben, so sehr sich das der ein oder andere auch wünschen mag. Hier ist es wie im „wahren“ Leben: Kontaktversuche können gelingen oder auch fehlschlagen, aus mehr oder weniger regelmäßiger Interaktion kann sich eine romantische Beziehung ergeben oder auch nicht, und eine eingegangene Liebesbeziehung kann Bestand haben oder sich auch auflösen. Hier spielen psychosoziale Besonderheiten eine Rolle, die sich aus einem komplizierten Wechselspiel ergeben und nicht durch die besonderen Bedingungen und Restriktionen der computervermittelten Kommunikation allein erklärt werden können.

Es ist zu bedenken, dass sich im Netz zwar (recht schnell) Intimität entwickeln kann, dies aber nicht als Ersatz zu „realen“ Beziehungen und Interaktionen verstanden werden darf. Beschränkt sich der Kontakt nur auf das Internet, so ist davon auszugehen, dass er früher oder später auf ein rein „freundschaftliches“ Niveau zurückfällt oder auch ganz einschläft, denn Netzbeziehungen können sich abnutzen, wie *Döring (1999)* es formuliert hat. Außerdem können im Zusammenhang mit Cyberromanzen auf Grund des hohen Projektionsanteils auch große Enttäuschungen erlebt werden. Dann nämlich, wenn sich der Andere offline so ganz anders darstellt, als man es sich erträumt hat. Diese Gefahr ist besonders groß, wenn man unreflektiert online kommuniziert (oft auch aus Unerfahrenheit) und sich zu sehr an dem (imaginativen) Bild des Anderen festhält. Hier sollte man stets bedenken, dass (wie es auch in vielen Texten zum Thema Netiquette zu lesen ist), am anderen Ende ein Mensch sitzt. Ein Mensch mit eigenen Vorstellungen, Wünschen, Erfahrungen und Ängsten. Eine Person, die Fehler hat und verletzt werden kann - eben ein ganz normaler Mensch.

Zudem zeichnen sich auch romantische Beziehungen durch Dynamik aus, eine gemeinsame Beziehungsdefinition muss zwischen den Partnern kommunikativ ausgehandelt und immer wieder abgeglichen werden. Dies geschieht im Netz schriftlich, was auch besondere Möglichkeiten für die Entwicklung des persönlichen Schreibstils bietet.

Es wird deutlich, dass persönlichen Beziehungen und Cyberromanzen viele Chancen zur Selbstentfaltung bieten, aber auch (wenn sie als befriedigend und bereichernd erfahren werden wollen) Selbstreflexion und Flexibilität fordern - wie im realen Leben auch.

7. Anhang

7.1 Was ist das Internet?

Das Internet ist ein weltweiter Netzwerkverbund, der sich aus zahllosen, von einander unabhängigen Computernetzwerken zusammensetzt.³⁸³ Diese Netzwerke bestehen wiederum aus einzelnen, miteinander verbundenen Computern, so dass das Internet das Netzwerk zwischen den lokalen Computernetzen bildet.

Jeder Computer bekommt eine IP-Adresse³⁸⁴ zugeteilt, sobald er mit dem Internet verbunden ist. So ist er eindeutig identifizierbar und nur so können ihm Daten „geschickt“ werden. Da für den Anwender die abstrakten Zahlenfolgen eher unbequem und unübersichtlich sind, wird zusätzlich zu IP-Nummern das Domain-Name-System (DNS) benutzt. Im DNS wird die Gesamtheit aller durch das Internet verbundenen Rechner in Bereiche eingeteilt, die „Domains“³⁸⁵, die im Adressfeld des Browsers als Internetadresse oder URL (Uniform Resource Locator) angezeigt werden.

Im Internet unterscheidet man, wie in jedem Netzwerk oder Netzwerkverbund, grundsätzlich Client und Server. Ein Server (von englisch „to serve“ = dienen) ist ein Rechner, der in einem Netzwerk Dienste anbietet³⁸⁶: Web-Server übermitteln Webseiten, E-Mail-Server ermöglichen Versand und Empfang von E-Mails und News-Server verwalten Beiträge von Diskussionsgruppen. Ein Client ist das Programm auf einem einzelnen Rechner, welches Dienste von einem Server anfordert. Dies kann z.B. das E-Mailprogramm sein oder auch der Browser, mit dem man Webseiten betrachtet.³⁸⁷

7.2 Geschichte des Internet

Das Internet ist aus der militärischen Forschung in den USA während des kalten Krieges entstanden. In einem Projekt der ARPA (American Research and Project Agency) wurde ein Kommunikationssystem entwickelt, das keine zentrale Leitung hatte: das sog. ARPANet.³⁸⁸

³⁸³ Vgl. zu diesem Kapitel Schwarte (1996), Winter (1998).

Unter <http://web-fuehrerschein.web.de/lexikon/lexikon.htm> ist ein Lexikon aufrufbar, das die wichtigsten Stichwörter kurz erklärt. (Aufgerufen am 02.07.04)

³⁸⁴ Diese Adresse wird durch eine Zifferngruppe dargestellt, die in vier durch Punkte abgetrennte Blöcke unterteilt ist: z.B. 145.97.201.122. In einer Zifferngruppe können die Zahlen jeweils einen Wert zwischen 0 und 255 annehmen.

³⁸⁵ Im Internet werden Name-Server betrieben, die den Domain-Namen eines Computers in die dazugehörigen IP-Nummer „übersetzen“. Die Name-Server reichen entsprechend der Hierarchie der Namensbestandteile die an sie gestellten Anfragen jeweils an andere Name-Server weiter. Dieser komplexe Vorgang wird als „domain name lookup“ bezeichnet und kann in manchen Fällen mehrere Sekunden dauern.

³⁸⁶ Meist wird der Ausdruck „Server“ synonym mit einem speziellen Hochleistungsrechner gebraucht, strenggenommen bezeichnet „Server“ jedoch lediglich das Softwareprogramm, welches auf einem Rechner läuft. Auf ein und demselben Rechner können mehrere Server gleichzeitig betrieben werden.

³⁸⁷ Vgl.: <http://web-fuehrerschein.web.de/email/netzwerk.htm>, Datum: 02.07.04

³⁸⁸ Durch die Dezentralisierung sollte das System z.B. auch einen Atomschlag überstehen können.

Mittels eines plattformunabhängigen Datenaustauschs konnten die damals knappen Computerressourcen im militärischen und wissenschaftlichen Bereich so besser genutzt werden.³⁸⁹ 1971 waren über das ARPANet bereits dreißig US-amerikanische Universitäten verbunden, zu dieser Zeit wurde auch E-Mail entwickelt.³⁹⁰

1983 startete die ARPA das 'INTERNET-Programm'. Dieses Projekt sollte die kommerziellen Netze, die Ende der siebziger Jahre des 20. Jhds. entstanden waren, mit dem ARPANet in einem Verbund heterogener Netze zusammenführen. 1988 wurden die Formen der Online-Medien-Nutzung durch den IRC (Internet Relay Chat) erweitert. Datenaustausch im Netz erfolgte bis 1992 rein textbasiert, z.B. über E-Mail oder IRC. Dies änderte sich mit der Entwicklung des ersten WorldWideWeb-Browsers, der 1992 am europäischen Kernforschungszentrum (CERN) in Bern entstand. Anfang der neunziger Jahre des 20. Jhds. setzte eine Kommerzialisierung ein, ab 1994 entwickelte sich die private oder kommerzielle Gruppe zur größten Gruppe der Online-Nutzer.³⁹¹

7.3 Dienste

Der Begriff 'Internet' bezeichnet genau genommen lediglich die Technologie, mittels derer der Datenaustausch zwischen Computern oder Computernetzen erfolgt. Zur computervermittelten, zwischenmenschlichen Kommunikation gibt es zurzeit vier Dienste im Internet:³⁹²

E-Mail

E-Mail ist der meistgenutzte Dienst im Internet. Elektronische Textnachrichten können über das Internet an ein oder mehrere Personen gleichzeitig geschickt werden. E-Mails werden auf Mailservern gesammelt, von wo aus sie jederzeit abgerufen werden können. Verschickt werden sie entweder per entsprechendem Programm oder über bestimmte Webseiten, die meist von kommerziellen Anbietern im Internet betrieben werden.³⁹³

³⁸⁹ Vgl. Döring (1999; 15).

³⁹⁰ Vgl. Winter (1998; 283). Meine Ausführungen zur Geschichte des Internet stützen sich im Wesentlichen auf diesen Text.

³⁹¹ Vgl. Winter (1998; 290)

³⁹² Vgl. auch Winter (1998). Winter betont die Unterscheidung von Internet als „Trägerschicht“ und den auf dieser Schicht aufsetzenden Diensten (Online-Medien).

³⁹³ Dieser Service ist in seinen Basisfunktionen (E-Mails senden und empfangen) meist kostenlos. Die bekanntesten Anbieter in Deutschland sind www.web.de, www.gmx.de und www.yahoo.de. Hier kann man sich eine „anonyme“ E-Mailadresse zulegen, d.h. anhand der Namensbestandteile der E-Mail-Adresse lassen sich keine Rückschlüsse auf den realen Namen, Wohnort, Firmenzugehörigkeit o.ä. schließen.

Usenet

Usenet ermöglicht das Veröffentlichen von Nachrichten in öffentlichen Newsgroups, ist also quasi ein „überdimensionales Schwarzes Brett zum Wissensaustausch“.³⁹⁴ Es existieren Untergruppen, die „Newsgroups“, in denen unterschiedlichste Sach- und Interessensgebiete repräsentiert sind. Über einen Newsreader³⁹⁵, können Gruppen abonniert und abbestellt werden. Mittels individueller Einstellungen ist es möglich, z.B. nur bestimmte Nachrichten zu lesen oder die graphische Darstellung von Diskussionsverläufen zu beeinflussen.³⁹⁶

Internet Relay Chat (IRC)

Der Internet Relay Chat, oftmals auch nur als „Chat“ bezeichnet, ermöglicht den Austausch von Textnachrichten in Echtzeit, wodurch ein „synchroner, textbasierter Dialog“ entsteht.³⁹⁷ Zum Chatten per IRC benötigt man eine entsprechende Software, allerdings gibt es mittlerweile auch Chaträume, die über den Webbrowser erreichbar sind. Generell sind sowohl Gruppendiskussionen als auch Zweiergespräche möglich; in vielen öffentlichen Chats kann man mittels bestimmter Befehle andere Chatter „anflüstern“ - Textnachrichten sind dann nur für eine bestimmte Person sichtbar. Es ist auch möglich, zu zweit einen privaten Chatraum zu „betreten“, zu dem andere dann keinen Zutritt haben.³⁹⁸

World Wide Web

Das World Wide Web (WWW)³⁹⁹ ist eine riesige, multimediale Datenbank und besteht aus Webseiten, die mittels eines Webbrowsers von einem Server heruntergeladen und auf dem Bildschirm angezeigt werden können. Per Link kann man dann entweder innerhalb eines Dokuments an verschiedene markierte Stellen springen oder zwischen verschiedenen Webseiten wechseln. Zur Recherche kann man Suchmaschinen verwenden, das Suchergebnis wird auf einer dynamisch generierten Webseite in Form einer Linkliste angezeigt. Auch Kataloge, also manuell erstellte und gepflegte Listen, können bei der Informationssuche helfen.

³⁹⁴ Winter (1998; 278)

³⁹⁵ Ein spezielles Programm, meist als Bestandteil eines Webbrowsers.

³⁹⁶ Vgl. zu „Usenet“ Sittek (1997; 184 f.)

³⁹⁷ Döring (1999; 95)

³⁹⁸ Vgl. Sittek (1997; 138 f.)

³⁹⁹ Einen guten Überblick über das Thema WWW, auch technischer Art, gibt Döring (1999).

7.4 Statistisches

Laut ARD/ZDF-Online-Studie 2004⁴⁰⁰ sind rund 36 Millionen Deutsche im Netz, was 55 Prozent aller Erwachsenen ab 14 Jahre entspricht. Personen ab 50 sowie Nicht-Berufstätige sind mehrheitlich nicht online, Jugendliche stellen mit 95 Prozent die größte Gruppe der Internetnutzer. Die höchsten Zuwachsraten waren in den letzten Jahren bei den Frauen festzustellen: bis Ende der neunziger Jahre war nur etwa jeder dritte Netznutzer eine Frau, inzwischen sind 47,3 Prozent aller Frauen online.⁴⁰¹

Bei der überwiegenden Mehrheit der Netznutzer liegt der Erstkontakt drei bis sechs Jahre zurück, nur drei Prozent hatten ihre erste Interneterfahrung innerhalb der letzten zwölf Monate (ausgehend vom Zeitpunkt der Studie im August 2004). Dementsprechend verfügen die meisten Netznutzer in Deutschland über eine relativ lange Interneterfahrung, im Schnitt nutzen sie seit 56 Monaten das Netz.

32 Prozent der Onliner in Deutschland nutzen das Internet nur ab und zu, vornehmlich als Instrument zur Informationsbeschaffung (Randnutzer). Selektivnutzer suchen kaum nach neuen Adressen im Netz, da sie die Seiten gefunden haben, die sie interessieren. Zusammen stellen beide Gruppen über 50 Prozent aller Internetnutzer in Deutschland.

„Der hohe Anteil dieser beiden Nutzergruppen ist eine zentrale Ursache dafür, dass heute die Internetnutzung wesentlich habitualisierter und zielstrebig abläuft, als dies noch vor fünf oder sieben Jahren der Fall war [...]“⁴⁰²

E-Mail ist nach wie vor der populärste Dienst im Netz; 38 Prozent der User nutzen die elektronische Post täglich, weitere 38 Prozent einmal in der Woche. Zudem war und ist die E-Mail für viele der Einstieg ins Internet.

Unterhaltungsangebote sind besonders bei den unter 30-jährigen beliebt, jedoch sind die Vorstellungen, was „Unterhaltung im Netz“ sei, breit gefächert. Im Allgemeinen werden damit Spiele, Klatsch und Tratsch, Angebote von Radio- und Fernsehsendern, Chats und sog. „Spaßseiten“ in Verbindung gebracht. In den letzten Jahren haben sich

„[...] eine Reihe von internetspezifischen Formen der Unterhaltung entwickelt, deren gemeinsames Kennzeichen Spaß und die Möglichkeit, die Unterhaltung selbst mitzugestalten, sind.“⁴⁰³

Die Bereitschaft, kostenpflichtige Internetangebote zu nutzen, hat von sich von 27 Prozent im Jahr 2001 auf 18 Prozent im Jahr 2004 vermindert.

⁴⁰⁰ ARD/ZDF-Online-Studie 2004. In: Media-Perspektiven, 8/2004, S. 350-370. Online abzurufen unter <http://www.daserste.de/service/ardonl04.pdf>. Die Daten beziehen sich ausschließlich auf die Bundesrepublik Deutschland.

⁴⁰¹ Alle Daten des Kapitels „Statistisches“ basieren auf der ARD/ZDF-Online-Studie 2004.

⁴⁰² Ebd.; 354 f.

⁴⁰³ Ebd.; 356.

Wenn doch für Angebote im Netz gezahlt wird, so geschieht dies meist zweck- bzw. berufsgebunden, z.B. für Artikel der „Stiftung Warentest“ oder auch für berufsbezogene Informationen, Lern- und Studienmaterialien. Dabei lag der aufgewendete Betrag meist unter zehn Euro.

Seit 2000 liegt der Anteil der Personen, die den PC sowohl auf der Arbeit, als auch zuhause nutzen, relativ konstant bei 60 Prozent, wohingegen die ausschließliche Nutzung am Arbeitsplatz weiter abnimmt. Internetnutzung am Arbeitsplatz und zuhause nimmt leicht zu (42%). Nahezu alle User in Deutschland haben einen Internetzugang zuhause und sind dort zumindest gelegentlich online.

Die durchschnittliche Dauer der Onlinenutzung beträgt für 2004 an Werktagen 117 Minuten, am Wochenende 158 Minuten, pro Woche wird im Durchschnitt an 4,2 Tagen das Internet genutzt. Im Vergleich zum Jahr 2003 sinkt damit die Verweildauer erstmals leicht ab.

Bezüglich der Weitergabe persönlicher Daten über das Internet befürchtet ein großer Teil der Netznutzer (86%) einen Missbrauch, im Vergleich zum Vorjahr hat dieser Anteil um vier Prozent zugenommen.⁴⁰⁴

⁴⁰⁴ Der Ausführungen „Statistisches“ zugrundeliegendes Datenmaterial ist entnommen aus der ARD/ZDF-Onlinestudie 2004.

7.5 Glossar

Account

„Konto“: Zugang zu einem bestimmten Bereich in einem Computersystem. Ein →Nutzer muss sich dafür meist mit einem Benutzernamen (→Nickname) und einem Passwort authentifizieren.

Anwender

→Nutzer

Browser

Von engl. „to browse“ (stöbern): Programm zum Aufrufen und Betrachten von WWW-Dokumenten. Mit dem Browser kann man →surfen.

Channel

→Chatraum

Chat

„Plauderei“ im Netz: textbasierte direkte Unterhaltung („chatten“) zwischen zwei oder mehreren Personen in Echtzeit.

Chatraum

Auch „Chatroom“ oder „Channel“: Teil eines Chats, in dem sich mehrere (öffentlicher Raum) oder zwei (privater Raum) Teilnehmer (oft auch themenspezifisch) unterhalten.

Chatter

Benutzer eines →Chat

Client

Programm auf einem einzelnen Rechner, welches Dienste von einem Server anfordern kann.

CMC

„Computer Mediated Communication“: computervermittelte Kommunikation.

Community

„Gemeinschaft“: Gruppe von Internetnutzern, die ein bestimmtes WWW-Angebot nutzen.

Cyberspace

Heute meist synonym für computergenerierte virtuelle Welt.

E-Mail

„Electronic Mail“: Dienst, über den elektronische Nachrichten über das Internet an ein oder mehrere Empfänger gleichzeitig geschickt werden können.

Fake

„Betrüger“: →Nutzer, der im Netz bewusst falsche Angaben zu seiner Person macht.

Forum

→Webforum

FTF

“Face-to-face”, direkte Kommunikation unter leiblicher Anwesenheit der Kommunizierenden.

Hoax

„Scherz“: Falschmeldung, die von vielen für wahr gehalten und deshalb per →E-Mail weitergeleitet wird, vergleichbar mit einem Kettenbrief. Meist enthält ein Hoax auch die explizite Aufforderung zum Weiterleiten.

HTML

„Hypertext Markup Language“: Programmiersprache, mit der Internetseiten plattformübergreifend formatiert und gestaltet werden können.

IRC

„Internet Relay Chat“: →Chat, für den ein spezielles Programm benötigt wird. IRC findet mittels spezieller →Server im Internet statt, gehört aber nicht zum →WWW.

LAN

“Local Area Network“: Computernetzwerk innerhalb eines räumlich begrenzten Bereiches. Eine Variante ist ein W-LAN (Wireless LAN), ein lokales Netzwerk, in dem die Daten per Funk übertragen werden.

Link

„Verknüpfung“: im →WWW ein Verweis auf ein anderes Dokument. Ein Link enthält die →URL des verbundenen Dokumentes, auf welches man per Klick automatisch weitergeleitet wird.

Login

Der Anmeldevorgang (auch „einloggen“) bei einem speziellen Dienst, bei dem man einen →Account hat.

Mail

→E-Mail

Mailen

Das Verschicken von →E-Mails.

Mailingliste

Automatisch arbeitender Verteiler von E-Mails. Mailinglisten sind, ähnlich wie →Webforen, meist themenspezifisch. Jede Nachricht, die man an eine Mailingliste schickt, wird automatisch jedem anderen Teilnehmer zugeschickt, der die Liste „abonniert“ hat.

MOO

„Multi User Dungeon Object Oriented“, Weiterentwicklung von →MUDs, virtuelle Welt mit einer grafischen Oberfläche.

MUD

“Multi User Dungeon“: textbasiertes Spielprogramm, das jeweils auf einem bestimmten Server läuft, thematisch oft aus dem Fantasy-Bereich. Spieler („Mudder“) können sich dort einloggen (→Login), um eine virtuelle Identität zu konstruieren und mit anderen Mitspielern in einem Rollenspiel zu interagieren.

Netiquette

Auch Netikette (aus engl. *net*, Netz, und *etiquette*, Etikette): beschreibt Verhaltensregeln bzw. Verhaltensempfehlungen in Datennetzen.

Newsgroup

Diskussionsgruppe im Internet. Die Teilnehmer diskutieren über bestimmte Themen, die Beiträge werden zentral auf News-Servern verwaltet. Für das Lesen von Newsgroups braucht man spezielle Programme, die „News-Reader“.

Nick/Nickname

„Spitzname“: frei wählbares Pseudonym, meist gebraucht in der privaten Internetkommunikation.

Nutzer

Kurzform von Benutzer: Person, die einen Computer oder das Internet per Rechner benutzt.

Posting

Einzelner Diskussionsbeitrag in einem →Thread.

RL

„Real Life“ bzw. “Reales Leben“: die stoffliche Welt außerhalb von virtuellen Umgebungen. Der Begriff dient lediglich als Abgrenzung, denn die physische Welt ist nicht „wirklicher“ als die virtuelle Welt.

Server

Rechner, der mittels einer speziellen Software in einem Computernetzwerk Dienste anbietet.

Spam

Unverlangt zugesandte →E-Mail, die meist Werbung oder dubiose Angebote enthält.

Suchmaschine

Automatisch arbeitendes Programm im Internet. Suchmaschinen durchforsten das →WWW anhand von Stichwörtern, die ein →User angegeben hat. Die Ergebnisse werden in einer dynamisch generierten Linkliste angegeben.

Surfen

Das Ansehen von mehreren Webseiten in Folge. Entweder gezielte Informationssuche durch Benutzen einer Suchmaschine und Verfolgen von Links oder das ziellose „Herumstreifen“ im Netz durch wahlloses Verfolgen von Links.

Thread

„Faden“: Diskussionsthema in einem →Webforum oder einer →Newsgroup. Ein Thread beinhaltet ein bestimmtes Thema und besteht aus einzelnen Diskussionsbeiträgen (→Posting).

Topic

Thema, das in einem →Thread eines Webforums oder einer →Mailingliste diskutiert wird.

URL

„Uniform Resource Locator“: die „Adresse“ einer Internetseite im →WWW, die im →Browser eingegeben wird.

User

→Nutzer

VR

“Virtual Reality” oder “Virtuelle Realität“: Darstellung und Wahrnehmung der Wirklichkeit in einer in computergenerierten virtuellen Umgebung.

Webforum

Kommunikationsplattform im Internet. →User haben dort die Möglichkeit, (meist themenspezifisch) Erfahrungen auszutauschen, sich gegenseitig zu helfen oder einfach nur zu „plaudern“. Im Gegensatz zum →Chat findet die Kommunikation asynchron, also nicht in Echtzeit, statt. Für das Verfassen von Diskussionsbeiträgen (→Postings) benötigt man in meisten Foren einen →Account.

WWW

“World Wide Web“: multimediale Informationsplattform im Internet. Das WWW setzt sich aus einem dezentralen Netzwerk verschiedener →Server zusammen.

8. Literaturverzeichnis

- Achterberg**, Bernd (1989): Intimität als Un-Ort. In: Buchholz, Michael B. (Hg.): Intimität. Über die Veränderung des Privaten. Weinheim, Basel: Beltz. S. 321-334.
- Albright**, Julie M.; Conran, Thomas (2003): Desire, Love an Betrayal: Constructing and Deconstructing Intimacy Online. In: Journal of Systemic Therapies, Vol. 22, No. 3, pp. 42-53.
- Amelang**, Manfred (1991): Einstellungen zu Liebe und Partnerschaft. Konzepte, Skalen und Korrelate. In: Amelang, Manfred; Ahrens, Hans-Joachim (Hg.): Attraktion und Liebe. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehungen. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe. S. 153-196.
- Austin**, John Langshaw (1972): Zur Theorie der Sprechakte. Stuttgart: Reclam.
- Bargh**, John A.; McKenna, Katelyn Y.A.; Fitzsimons, Grainne M. (2002): Can You See the Real Me? Activation and Expression of the "True Self" on the Internet. In: Journal of Social Issues, Vol. 58, No.1, pp. 33-48.
- Becker**, Barbara (1997): Virtuelle Identitäten: Die Technik, das Subjekt und das Imaginäre. In: Becker, Barbara; Paetau, Michael (Hg.): Virtualisierung des Sozialen. Die Informationsgesellschaft zwischen Fragmentierung und Globalisierung. Frankfurt a.M., New York: Campus. S. 163-184.
- Behringer**, Luise (1998): Lebensführung und Identitätsarbeit. Der Mensch im Chaos des modernen Alltags. Frankfurt a.M., New York: Campus Verlag.
- Bierhoff**, Hans Werner (1991): Liebe. In: Amelang, Manfred; Ahrens, Hans-Joachim (Hg.): Attraktion und Liebe. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehungen. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe. S. 197-234.
- Bierhoff**, Hans Werner; Grau, Ina (1999): Romantische Beziehungen. Bindung, Liebe, Partnerschaft. Bern, Göttingen, Toronto, Seattle: Huber.
- Boeckmann**, Klaus (1994): Unser Weltbild aus Zeichen. Zur Theorie der Kommunikationsmedien. Wien: Braumüller.
- Burkart**, Roland (1998): Kommunikationswissenschaft. Wien: Böhlau.
- Bußmann**, Hadumod (Hg.) (2002): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart: Kröner.
- Dabiri**, Gloria; Helten, Dörte (1998): Psychologische Grundlagenstudie zum Phänomen Internet Relay Chat. Qualitative Analyse der Bedeutungsschwerpunkte für die Anwender. [Online-Dokument] <http://userpage.fuberlin.de/~chlor>, Datum: 01.06.2004.
- Damasio**, Antonio R. (2004): Descartes' Irrtum. Fühlen, Denken und das menschliche Gehirn. München: List Verlag.

-
- Delhees**, Karl H. (1994): Soziale Kommunikation. Psychologische Grundlagen für das Miteinander in der modernen Gesellschaft. Opladen: Westdt. Verlag.
- Döring**, Nicola (1999): Sozialpsychologie des Internet. Die Bedeutung des Internet für Kommunikationsprozesse, Identitäten, soziale Beziehungen und Gruppen. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe.
- Döring**, Nicola (2000a): Geschlechterkonstruktionen und Netzkommunikation. In: Thimm, Caja (Hg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet. Opladen, Wiesbaden: Westd Verlag. S. 182-207.
- Döring**, Nicola (2000b): Romantische Beziehungen im Netz. In: Thimm, Caja (Hg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet. Opladen, Wiesbaden: Westdt. Verlag. S. 39-70.
- Duden Fremdwörterbuch** (1990). Bearbeitet vom Wissenschaftlichen Rat der Dudenredaktion. 5., neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Mannheim, Wien, Zürich: Dudenverlag.
- Esposito**, Elena (2000): Fiktion und Virtualität. In: Krämer, Sybille (Hg.): Medien, Computer, Realität: Wirklichkeitsvorstellungen und neue Medien. Frankfurt a.M.; Suhrkamp. S. 269-296.
- Esposito**, Elena (2001): Die Wahrnehmung der Virtualität. Perzeptionsaspekte der interaktiven Kommunikation. In: Stanitzek, Georg; Voßkamp, Wilhelm (Hg.): Schnittstelle: Medien und Kulturwissenschaften. Köln: DuMont Buchverlag. S. 116-131.
- Faßler**, Manfred (1997): Was ist Kommunikation? München: Fink.
- Flacke**, Michael (1994): Verstehen als Konstruktion. Opladen: Westdt. Verlag.
- Frindte**, Wolfgang, Köhler, Thomas (1999): Kommunikation im Internet. Frankfurt a.M., Berlin, Bern, Bruxelles, New York, Wien: Lang.
- Funken**, Christiane (2000): Körpertext oder Textkörper - Zur vermeintlichen Neutralisierung geschlechtlicher Körperinszenierungen im elektronischen Netz. In: Becker, Barbara; Schneider, Irmela (Hg.): Was vom Körper übrigbleibt. Körperlichkeit - Identität - Medien. Frankfurt a.M., New York: Campus. S. 103-129.
- Gallery**, Heike (2000): "bin ich-klick ich" – Variable Anonymität im Chat. In: Thimm, Caja (Hg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet. Opladen, Wiesbaden: Westdt. Verlag. S. 71-88.
- Gebhardt**, Julian (2001): Inszenierung und Verortung von Identität in der computervermittelten Kommunikation. Rahmenanalytische Überlegungen am Beispiel des „Online-Chat“. In: kommunikation@gesellschaft, Jg 2, 2001. [Online-Dokument] http://www.uni-frankfurt.de/fb03/K.G/B7_2001_Gebhardt.pdf, Datum: 05.09.2004.

-
- Günther**, Ulla; Wyss, Eva Lia (1996): E-Mail-Briefe – eine neue Textsorte zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit. In: Hess-Lüttich, Ernest W.B. (Hg.): Textstrukturen in Medienwandel. Frankfurt a. M.; Berlin; Bern; New York; Paris; Wien: Lang. S. 61-86.
- Haase**, Martin; Huber, Michael; Krumeich, Alexander; Rehm, Georg (1997): Internetkommunikation und Sprachwandel. In: In Weingarten, Rüdiger (Hg.): Sprachwandel durch Computer. Opladen: Westdt. Verlag. S. 51-85.
- Hess-Lüttich**, Ernest W.B. (1997): E-Epistolographie: Briefkultur im Medienwandel. In: Hepp, Andreas; Winter, Rainer (Hg.): Kultur – Medien – Macht. Cultural Studies und Medienanalyse. Opladen: Westdt. Verlag. S. 225-257.
- Höflich**, Joachim R. (1996): Technisch vermittelte interpersonale Kommunikation. Grundlagen, organisatorische Medienverwendung, Konstitution „elektronischer Gemeinschaften“. Opladen: Westdt. Verlag.
- Höflich**, Joachim R. (1998): Computerrahmen und die undifferenzierte Wirkungsfrage oder: Warum erst einmal geklärt werden muß, was die Menschen mit dem Computer machen. In: Rössler, Patrick (Hg.): Online-Kommunikation. Beiträge zu Nutzung und Wirkung. Opladen, Wiesbaden: Westdt. Verlag. S. 47-64.
- Höflich**, Joachim R. (2003): Vermittlungskulturen im Wandel. Brief - E-Mail - SMS. In: Höflich, Joachim R.; Gebhardt, Julian (Hg.): Vermittlungskulturen im Wandel. Brief, E-mail, SMS. Frankfurt a.M.; Berlin, Bern, Brüssel, New York, Oxford, Wien: Lang. S. 39-61.
- Jäger**, Ludwig (1997): Die Medialität der Sprachzeichen. Zur Kritik des Repräsentationsbegriffs aus der Sicht des semiologischen Konstruktivismus. In: Lieber, Maria; Hirdt, Willi (Hg.): Kunst und Kommunikation. Betrachtungen zum Medium Sprache in der Romania. Tübingen: Stauffenberg Verlag. S. 199-220.
- Jäger**, Ludwig (2001): Zeichen/Spuren. Skizze zum Problem der Sprachzeichenmedialität. In: Stanitzek, Georg; Voßkamp, Wilhelm: Schnittstelle: Medien und Kulturwissenschaften. Köln: DuMont Buchverlag. S. 17-31.
- Jäger**, Ludwig (2002): Medialität und Mentalität. Die Sprache als Medium des Geistes. In: Krämer, Sybille; König, Ekkehard (Hg.): Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen? Frankfurt a.M.: Suhrkamp. S. 45-75.
- Jäger**, Ludwig; Plum, Sabine (1988): Historisches Wörterbuch des deutschen Gefühlswortschatzes. Theoretische und methodische Probleme. In: Jäger, Ludwig (Hg.): Zur historischen Semantik des deutschen Gefühlswortschatzes.
- Kanning**, Uwe Peter (1999): Die Psychologie der Personenbeurteilung. Göttingen, Bern, Toronto; Seattle: Hogrefe.
- Koch**, Peter; Oesterreicher, Wulf (1994): Schriftlichkeit und Sprache. In: Günther, Hartmut; Ludwig, Otto (Hg.): Schrift und Schriftlichkeit: ein interdisziplinäres Handbuch internationaler Forschung. Berlin, New York: de Gruyter. S. 587-604.

- Köck**, Wolfram Karl (2000): Menschliche Kommunikation: „konstruktivistische“ Aspekte. In: Fischer, Hans Rudi; Schmidt, Siegfried J. (Hg.): Wirklichkeit und Welterzeugung. In memoriam Nelson Goodman. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme Verlag. S. 256-277.
- Krallmann**, Dieter; Ziemann, Andreas (2001): Grundkurs Kommunikationswissenschaft. München: Fink.
- Krämer**, Sybille (2000): Das Medium als Spur und Apparat. In: Krämer, Sybille (Hg.): Medien, Computer, Realität: Wirklichkeitsvorstellungen und neue Medien. Frankfurt a.M.; Suhrkamp. S. 73-94.
- Krotz**, Friedrich (1997): Hundert Jahre Verschwinden von Raum und Zeit? Kommunikation in den Datennetzen in der Perspektive der Nutzer. In: Beck, Klaus; Vowe, Gerhard (Hg.): Computernetze – ein Medium öffentlicher Kommunikation? Berlin: Wiss.-Verl. Spiess. S. 105-126.
- Krotz**, Friedrich (1998): Digitalisierte Medienkommunikation: Veränderungen interpersonaler und öffentlicher Kommunikation. In: Neverla, Irene: Das Netz-Medium. Kommunikationswissenschaftliche Aspekte eines Mediums in Entwicklung. Opladen, Wiesbaden: Westdt. Verlag. S. 113-135.
- Levold**, Tom (1998): Intimität. Theoretische und klinische Aspekte. In: Systeme, Jg.12, Heft 1/98. S. 37-55.
- Luhmann**, Niklas (1994 [1982]): Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Maturana**, Humberto; Varela, Francisco (1987): Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens. Bern, München, Wien: Scherz.
- McKenna**, Katelyn Y.A.; Green, Amie S.; Gleason, Marci E. J. (2002): Relationship Formation an the Internet: What's the Big Attraction? In: Journal of Social Issues, Vol. 58, No.1, pp. 9-31.
- Mikula**, Gerold; Stroebe, Wolfgang (1991): Theorien und Determinanten der zwischenmenschlichen Anziehung. In: Amelang, Manfred; Ahrens, Hans-Joachim (Hg.): Attraktion und Liebe. Formen und Grundlagen partnerschaftlicher Beziehungen. Göttingen, Bern, Toronto, Seattle: Hogrefe. S. 61-104.
- Müller**, Jörg (1996): Virtuelle Körper. Aspekte sozialer Körperlichkeit im Cyberspace. Discussion Paper FS-II 96 - 105. Wissenschaftszentrum, Berlin. [Online-Dokument] <http://bibliothek.wz-berlin.de/pdf/1996/ii96-105.pdf>, Datum: 20.12.04.
- Mummendey**, Hans Dieter (1990): Psychologie der Selbstdarstellung. Göttingen, Bern, Toronto; Seattle: Hogrefe.
- Nickisch**, Reinhard M.G. (1991): Brief. Stuttgart: Metzler.

-
- Nickisch**, Reinhard M.G. (2003): Der Brief - historische Betrachtungen. In: Höflich, Joachim R.; Gebhardt, Julian (Hg.): Vermittlungskulturen im Wandel. Brief, E-mail, SMS. Frankfurt a.M.; Berlin, Bern, Brüssel, New York, Oxford, Wien: Lang. S. 63-73.
- Ortner**, Hanspeter (2000). Schreiben und Denken. Tübingen: Niemeyer.
- Pansegrau**, Petra (1997): Dialogizität und Degrammatikalisierung in E-mails. In Weingarten, Rüdiger (Hg.): Sprachwandel durch Computer. Opladen: Westdt. Verlag. S. 86-104.
- Papst-Weinschenk**, Marita (1995): Reden im Studium. Ein Trainingsprogramm. Frankfurt a.M: Cornelsen Scriptor.
- Riemann**, Viola (1999): Kontaktanzeigen im Wandel der Zeit. Eine Inhaltsanalyse. Opladen: Westdt. Verlag.
- Sandbothe**, Mike (1998): Pragmatische Medienphilosophie und das Internet. [Online-Dokument] <http://www.sandbothe.net/44.html>, Datum: 11.01.04.
- Sandbothe**, Mike (2000): Im Internet weiß niemand, daß du ein Hund bist. Wie der Ausflug in die Welt der virtuellen Quasselbuden unser reales Dasein bereichern kann. [Online-Dokument] <http://www.sandbothe.net/48.html>, Datum: 11.01.04 (auch erschienen in: Die Welt, 19.02.2000).
- Sandbothe**, Mike (2002): Ist alles nur Text? Bemerkungen zur pragmatischen Dekonstruktion menschlicher Körpererfahrung. [Online-Dokument] <http://www.sandbothe.net/257.html>, Datum: 11.01.2004. Auch erschienen in: Barkhaus, Anette; Fleig, Anne (HG.): Grenzverläufe. Der Körper als Schnittstelle. München: Fink. S. 153-166.
- Sander**, Uwe (1998): Die Bindung der Unverbindlichkeit. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Scherer**, Klaus R. (1979a): Die Funktionen des nonverbalen Verhaltens im Gespräch. In: Scherer, Klaus R.; Wallbott, Harald G. (Hg.): Nonverbale Kommunikation: Forschungsberichte zum Interaktionsverhalten. Weinheim, Basel: Beltz. S. 25-32.
- Scherer**, Klaus R. (1979b): Kommunikation. In: Scherer, Klaus R.; Wallbott, Harald G. (Hg.): Nonverbale Kommunikation: Forschungsberichte zum Interaktionsverhalten. Weinheim, Basel: Beltz. S. 14-24.
- Schlaffer**, Hannelore (1996): Glück und Ende des privaten Briefes. In: Beyrer, Klaus; Täubrich, Hans-Christian (Hg.): Der Brief. Eine Kulturgeschichte der schriftlichen Kommunikation. Heidelberg: Ed. Braus. S. 34-45.
- Schmidt**, Siegfried J. (2000): Medien: Die Kopplung von Kommunikation und Kognition. In: Krämer, Sybille (Hg.): Medien, Computer, Realität: Wirklichkeitsvorstellungen und neue Medien. Frankfurt a.M.; Suhrkamp. S. 55-72.

- Schmitz**, Ulrich (1998): Technisierte Restriktion und multimedialer Überfluß als gegenläufig produktive Tendenzen der Sprachentwicklung durch Computer. In: Holly, Werner; Biere, Bernd Ulrich (Hg.): Medien im Wandel. Opladen, Wiesbaden: Westdt. Verlag. S. 221-236.
- Schulz**, Winfried (1989): Kommunikationsprozeß. In: Noelle-Neumann, Elisabeth; Schulz, Winfried; Wilke, Jürgen (Hg.): Fischer Lexikon Publizistik/Massenkommunikation. Frankfurt a.M.: Fischer. S. 98-123.
- Schwalm**, Carola (1998): Globale Kommunikation. Der Wandel sozialer Beziehungen durch die Kommunikation in Computernetzwerken. Berlin: Wiss. Verl. Berlin.
- Schwarte**, Joachim (1996): Das große Buch HTML. Düsseldorf: Data Becker.
- Sittek**, Dietmar (1997): Das Internet-Lexikon. München: Verlag C.H. Beck.
- Stegbauer**, Christian (2000): Begrenzungen und Strukturen internetbasierter Kommunikationsgruppen. In: Thimm, Caja (Hg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet. Opladen, Wiesbaden: Westdt. Verlag. S. 18-38.
- Stollberg-Rillinger**, Barbara (2000): Europa im Jahrhundert der Aufklärung. Stuttgart: Reclam.
- Störig**, Hans Joachim (1990): Kleine Weltgeschichte der Philosophie. Stuttgart: Fischer.
- Suler**, John (o.J.): The Psychology of Cyberspace. [Online-Dokument] <http://www.rider.edu/~suler/psycyber/psycyber.html>, Datum: 20.11.2004.
- Turkle**, Sherry (1999): Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt Verlag.
- Vellusig**, Robert (2000): Schriftliche Gespräche. Briefkultur im 18. Jahrhundert. Wien, Köln, Weimar: Böhlau.
- Vogelgesang**, Waldemar (2000): „Ich bin, wen ich spiele.“ Ludische Identitäten im Netz. In: Thimm, Caja (Hg.): Soziales im Netz. Sprache, Beziehungen und Kommunikationskulturen im Internet. Opladen, Wiesbaden: Westd Verlag. S. 240-259.
- Voland**, Constanze (2001): ...scheuen das Licht der Öffentlichkeit. Eine kurze Geschichte des Liebesbriefs. In: kommunikation@gesellschaft, Jg 2, 2001, Beitrag 4. [Online-Dokument] http://www.uni-frankfurt.de/fb03/K.G/B7_2001_Gebhardt.pdf, Datum: 05.09.2004.
- Watzlawick**, Paul, Beavin, Janet H.; Jackson, Don D. (1996): Menschliche Kommunikation. Formen, Störungen, Paradoxien. Bern: Huber.
- Winter**, Carsten (1998): Internet/Online-Medien. In: Faulstich, Werner (Hg.): Grundwissen Medien. München: Fink. S. 274-295

- Wintermantel**, Margret; Becker-Beck, Ulrike (1999): Interaktionssteuerung bei der computervermittelten Kommunikation. In: Kallmeyer, Werner (Hg.): Sprache und neue Medien. Berlin, New York: de Gruyter. S. 179-194.
- Wyss**, Eva Lia (2003): Metamorphosen des Liebesbriefs im Internet. Eine korpusgestützte textlinguistische und kommunikationswissenschaftliche Bestimmung des Liebesbriefs und seiner Pendants im Internet. In: Höflich, Joachim R.; Gebhardt, Julian (Hg.): Vermittlungskulturen im Wandel. Brief, E-mail, SMS. Frankfurt a.M.; Berlin, Bern, Brüssel, New York, Oxford, Wien: Lang. S. 199-231.